

Daheim

mit der Jugendbeilage „Die Arche Noah“



Bäuerin ♦ Gemälde von Prof. Carl Blos
(Aus der Kunstausstellung im Glaspalast zu München)

Schriftleitung des Daheim in Berlin W. 50, Tauentzienstr. 7b. Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Anzeigen-Annahme: Velhagen & Klasing's Anzeigenverwaltung, Abteilung Daheim, Leipzig C 1, Holnitalstraße 27 ♦ Wöchentlich eine Nummer. Preis monatlich 2 G.-M., Einzelnummer 50 Pf., zuzügl. ortsüblicher Ausstellungsgebühren



Sie persönlich, alle Mütter
und Kinderfreunde

weihnachtliche Vorfreude

bitten wir, diesem aus der Märchenwelt herausgeborenen
Spielzeug Gelegenheit zu geben, sich in recht vielen Kinder-
stuben auszuwirken

Die Begeisterung, die Sie an dem spielenden Kinde
dann erleben, ist für uns der maßgebende Wertmesser

Für die Menschen, die diesen Versuch machen wollen haben
wir die Resultate unserer Jahresarbeit in einem ersten Katalog
zusammengestellt, der, ein kleines Bilderbuch, für Jung und Alt

bringt. Die innere und äußere Qualität dieses Bilderbuch-
Kataloges legt uns die Verpflichtung auf, ihn nicht den
üblichen Weg d. r. Drucksachen zu überlassen. Mit Freude
schicken wir ihn aber dorthin, wo er verlangt wird.

Waldorfschulspielzeug und Verlag,
Stuttgart, Böblinger Straße 102-104.

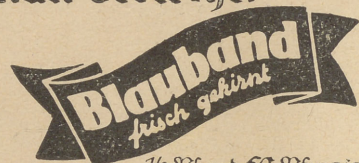


Schlank

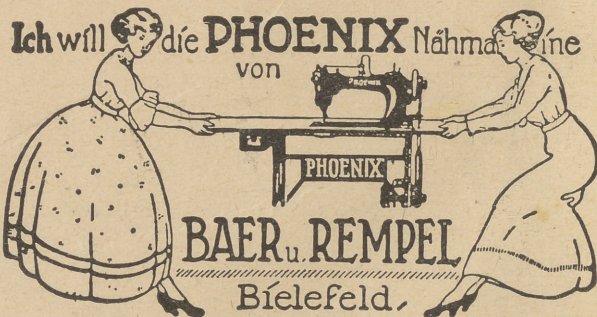
macht der „Sedina-Gürtel“.
Anerk. wirksam. Aerztl. empf.
Verstl. b. Nur M. 8.75. Prsp. grat.
Carl Burmeister,
Berlin 17, Demminer Str. 17



Die verwohnte Haus-
frau verwendet heute in Küche
und Haushalt die Feinkostmar-
garine „Blauband“, deren Qualität
den Speisen den hohen Nährwert
der Butter und auch ihren köst-
lichen Geschmack verleiht.



1/2 Pfund 50 Pfennig.

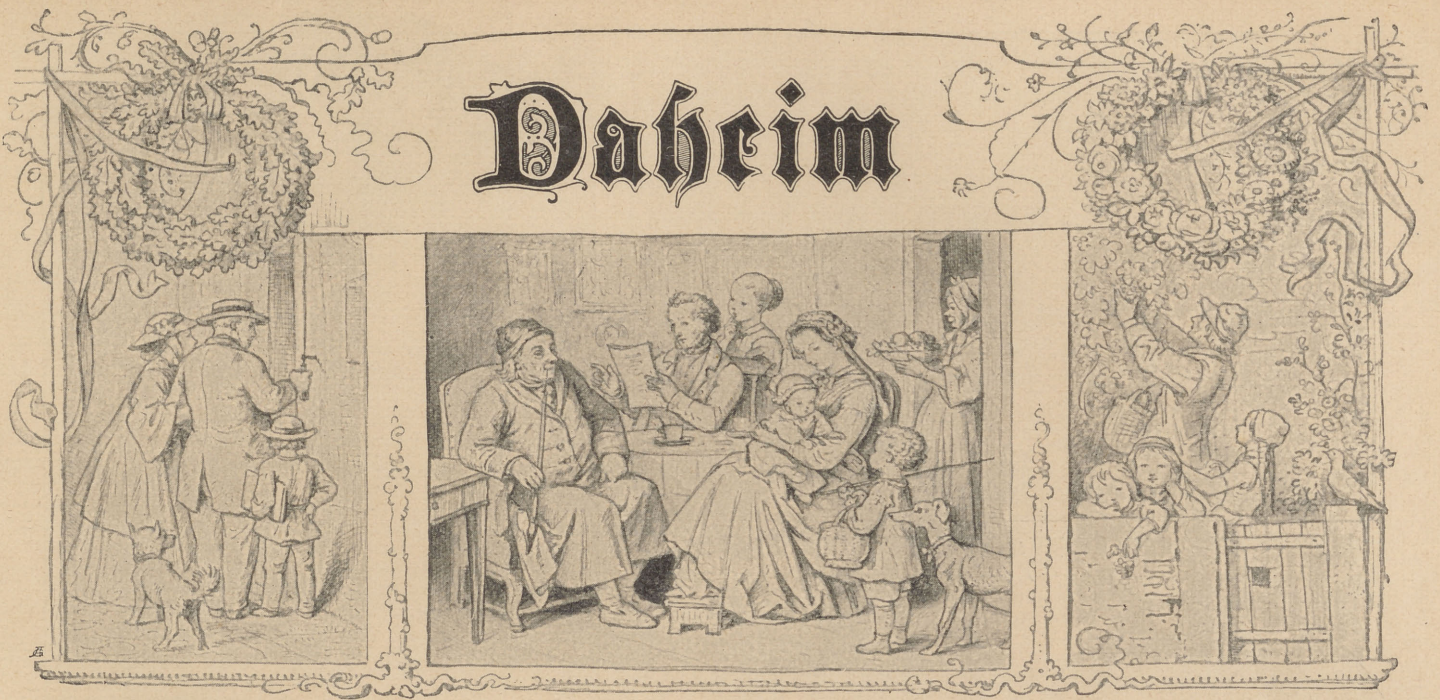


Man fordere Schrift Nr. 400.

Riessner-Öfen

RIESSNER-WERKE A.G.
.. NÜRNBERG ..

Daheim



64. Jahrgang. Nr. 6

5. November 1927

Aus der Zeit für die Zeit



Ein Film der Hände.

In Berlin wurde ein Film fertiggestellt, der die Bewegungs- und Gestaltungsmöglichkeiten der Hände zeigen soll. (Presse-Photo.)

Nachdruck verboten.



Zum Wettkampf der Kunstflieger Gieseler-Deutschland (rechts) und Doret-Frankreich (links). (Photo-Zentrale.)



Vom Weltmeisterschaftskampf zwischen den Kunstfliegern Doret und Gieseler.
(W. Kuge.)



Konsistorialrat Dr. Lahusen †.
(E. Bieber.)



Prof. Dr. Sildebrand,
der bedeutende Chirurg †.
(Transocean.)

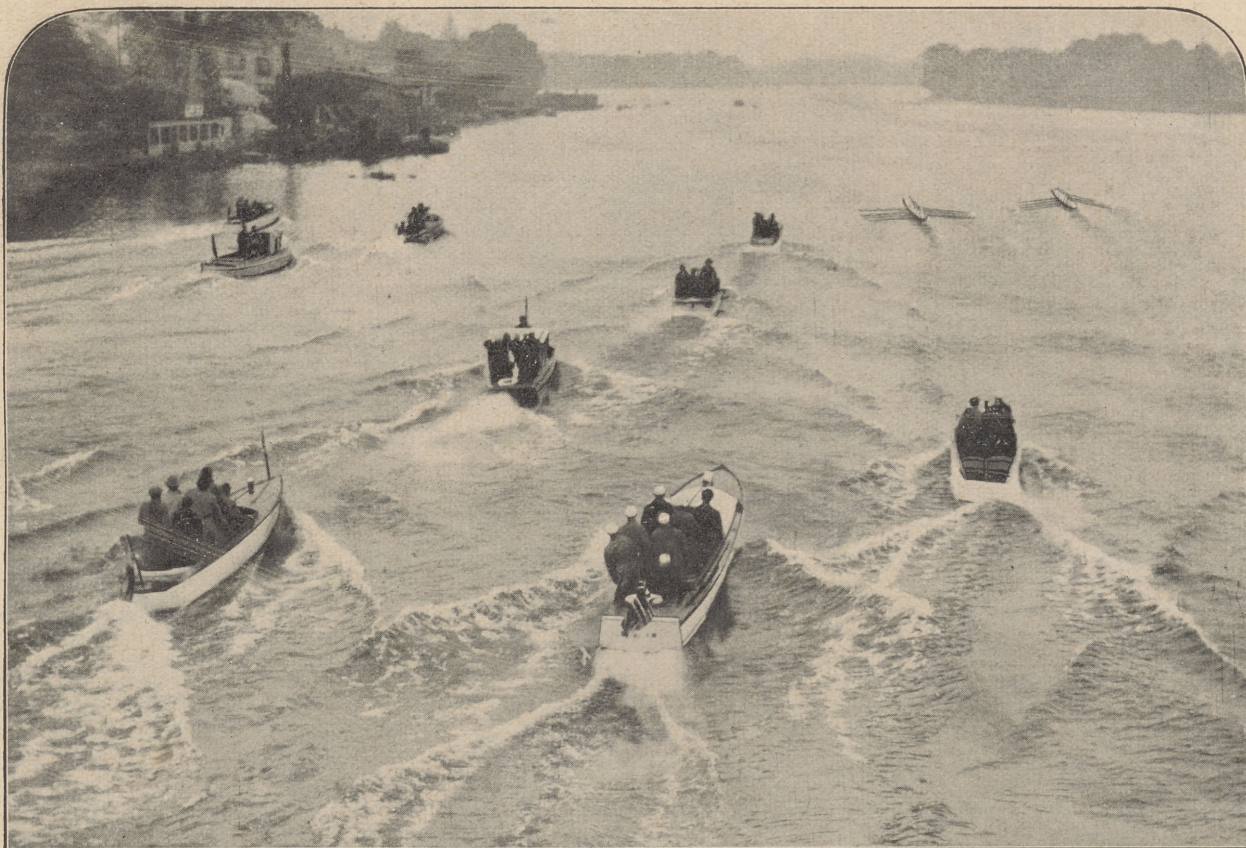


Der Sieger im Velhagen-Erinnerungs-Rennen in Bielefeld,
Oberleutnant Viebig.

Unten:

Abschlußfeier der Berliner Höheren Schulen.
Die Gerichtsszene aus dem „Zerbrochenen Krug“ bei einer
Aufführung durch das Theater der Berliner Höheren Schulen.





Die Mannschaft der Universität Berlin gewinnt im Kampf der Hochschul-Nachter gegen die Mannschaft der Technischen Hochschule.

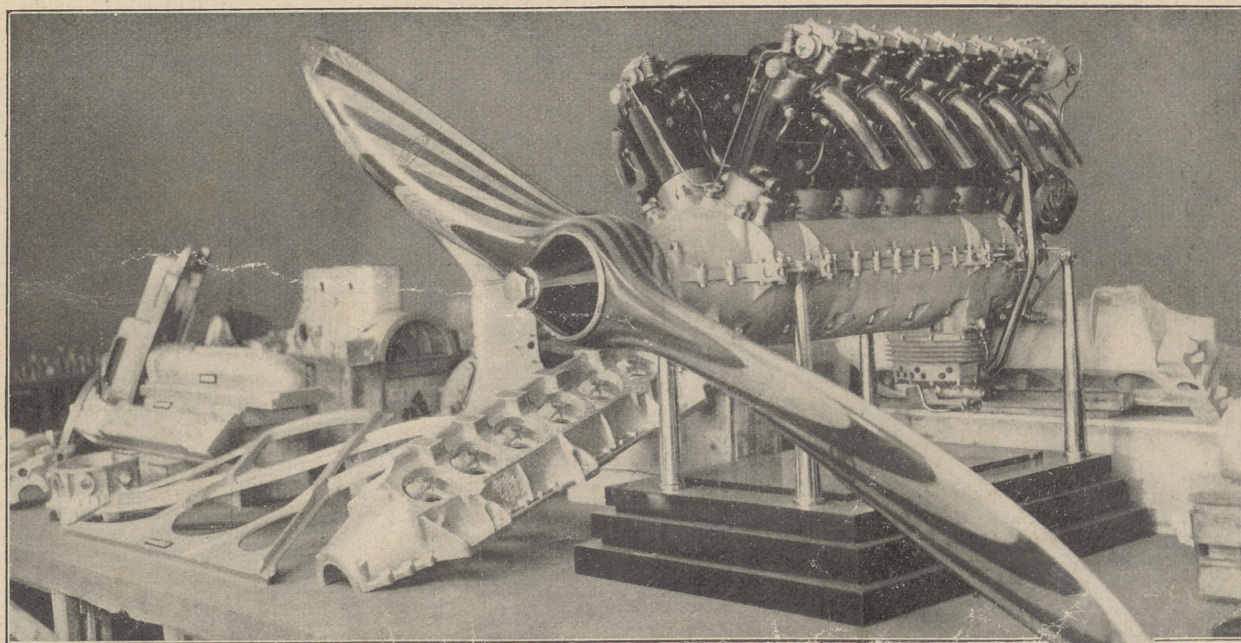
Die beiden Nachter, umgeben von begleitenden Motorbooten, kurz vor dem Ziel in Treptow. (P. Lamm.)

Werkstoffschau der gesamten deutschen Industrie.

Diese großartige Ausstellung in Berlin ist keine Messe. Nirgendwo in der Riesenhalle findet der Besucher ein Firmenschild. Wissenschaft und Technik haben miteinander ernste Arbeit getan, um Zeugnis abzulegen von der Güte deutschen Werkstoffs. Veranstalter der Ausstellung sind neben dem Verein deutscher Ingenieure und dem Ausstellungs- und Messeamt der Stadt Berlin der Verein deutscher Eisenhüttenleute, die Deutsche Gesellschaft für Metallkunde und der Zentralverband der deutschen elektrotechnischen Industrie. Zum erstenmal ist auch die rheinisch-westfälische Eisenindustrie nach der Reichshauptstadt gekommen, um dort die Erfolge ihrer Ingenieurarbeit zu zeigen.

Der frühere Krupp'sche Generaldirektor Dr. Sorge, Eisenhüttenmann mit mehr als fünfzigjährigen praktischen Erfahrungen, hat hierzu kürzlich in einem Vortrag vor Berliner

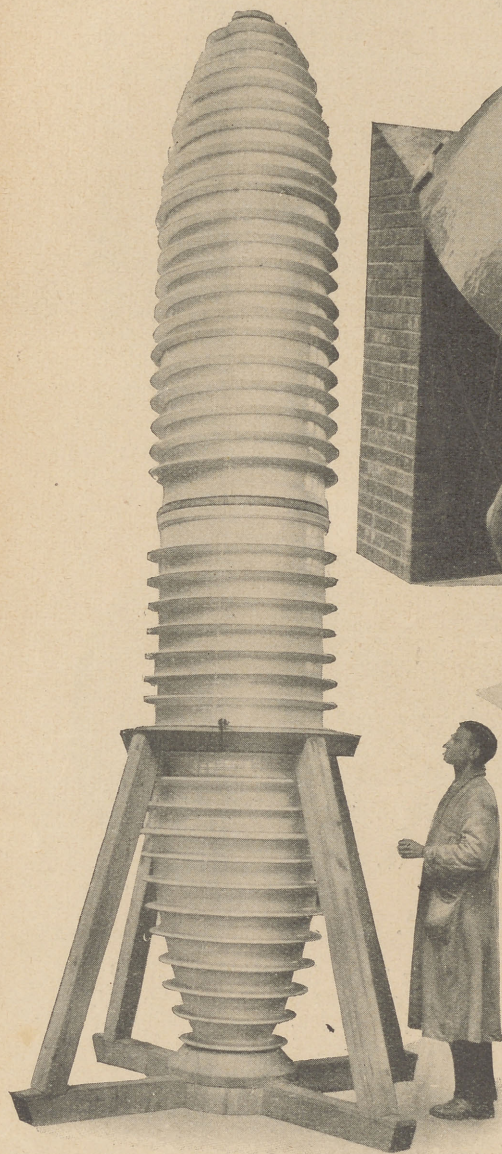
Ingenieuren gesagt: „Erst in den letzten Jahrzehnten hat die Werkstoffkunde und Werkstoffprüfung eine Entwicklung durchgemacht, auf die wir heute stolz sein dürfen. Für die Lösung unserer wirtschaftlichen Aufgaben und für die ganze wirtschaftliche Zukunft Deutschlands steht die Qualitätsfrage im Vordergrund, und der Hauptvorteil der ganzen Umgestaltung liegt nicht darin, daß diese Erkenntnis bei den Fachleuten eingetreten ist, sondern daß auch die Kreise der Wirtschaft über die Kreise der Technik hinaus die Qualitätsfrage in den Vordergrund stellen. Wir können aussprechen, daß wir unsere deutsche Überlegenheit, die wir hatten und die wir wenigstens zum Teil auch wirtschaftlich wiederzuerlangen hoffen dürfen, der Überlegenheit der Qualität zu verdanken haben. Ein wesentlicher Vorzug ist es, daß wir heute die Erkenntnis von der Notwendigkeit des Werkstoffstudiums, der Werkstoff-



Der Zwölfzylinder-Motor des Junkers-Flugzeugs, mit dem der Dauerflugrekord erzielt wurde. (Presse-Photo.)



Riesige Kupferglocke für eine Brauerei, aus einem Stück getrieben.

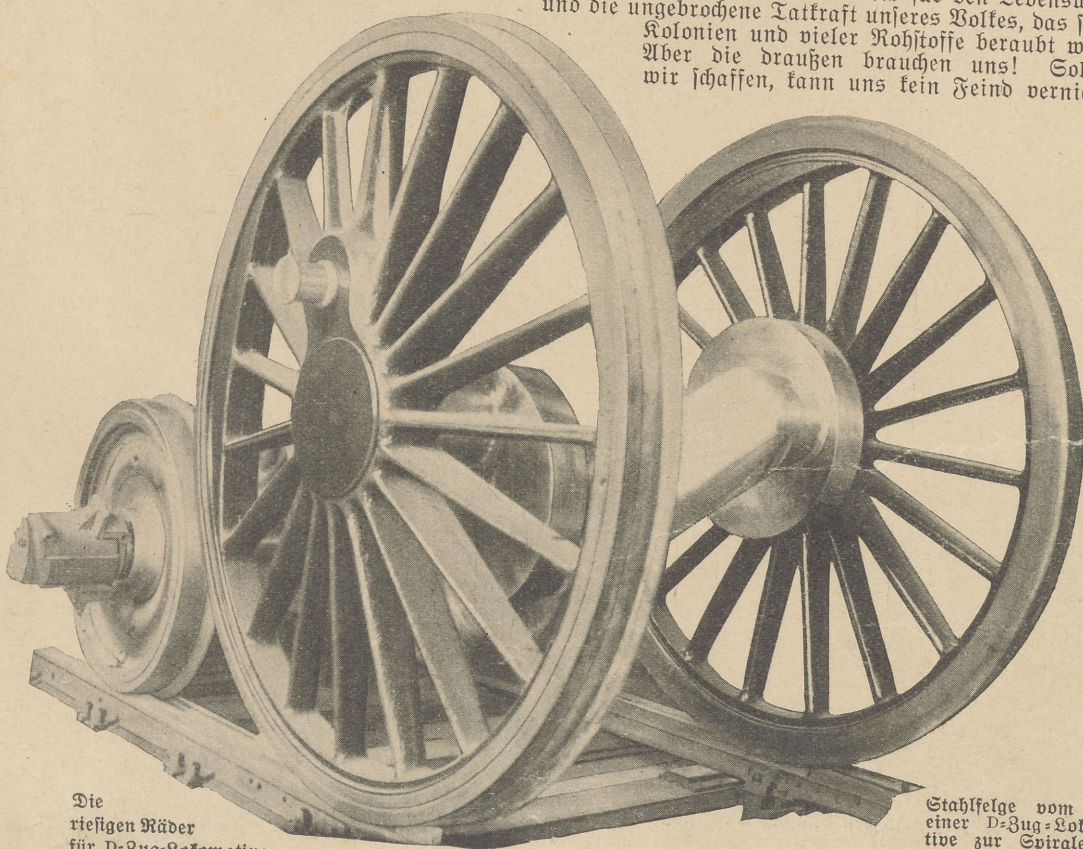


Isolator für 500 000 Volt.

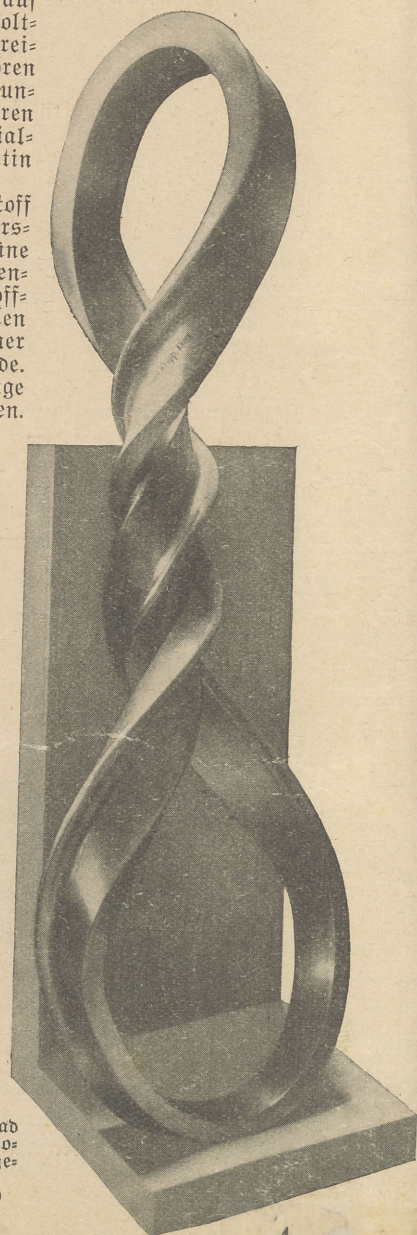
prüfung und der Werkstoffverbesserung als die Grundlage für die Entwicklung und für den Fortschritt der deutschen und damit der gesamten technischen Welt gefunden haben."

In der Berliner Werkstoffschau stehen in langen Reihen die großen und kleinen Apparate und Maschinen zur genauesten Materialprüfung. Stereo-Mikroskope zeigen die Bruchflächen von Metallen wie glitzernde, zauberhafte Märchenlandschaften. Luftschlämmer prüfen Stahl und Eisen auf Schlagfestigkeit. Auf dem Prüffeld der 1 Million-Volt-Anlage werden die Isolatoren für Höchstspannungsfreileitungen geprüft. Die ganze Anlage sieht mit ihren Kupfertiegeln und hängenden Isolatoren wie ein ungeheures Riesenspielzeug aus. — In einem besonderen Raum für Edelmetalle wird an wertvollen Materialproben die Behandlung von Gold, Silber, Platin vom Rohstoff an bis zum Fertigfabrikat gezeigt.

Unter den Fertigfabrikaten aus deutschem Werkstoff zeigt die Schau den berühmten Zwölfzylinder-Dieselmotor, einen Flettner-Rotor aus Aluminium, eine 250 Zentner schwere stählerne Schiffsturbine, Riesenräder für D-Zug-Lokomotiven. — Die deutsche Werkstoffschau ist ein neuer starker Beweis für den Lebenswillen und die ungebrochene Tatkraft unseres Volkes, das seiner Kolonien und vieler Rohstoffe beraubt wurde. Aber die draußen brauchen uns! Solange wir schaffen, kann uns kein Feind vernichten.



Die riesigen Räder für D-Zug-Lokomotiven.
Nr. 6



Stahlfelge vom Rad einer D-Zug-Lokomotive zur Spirale gebogen.
(Bilder: W. Kuge.)

Ursula entdeckt Amerika

Roman von Ann Lizia Leisich

6. Das Erlebnis Barthelen.

Das wäre nun für Ursula wieder eine Woche gewesen, um nach einer ganz gehörigen Portion Enttäuschung in Melancholie zu versinken. Aber sie hantierte stramm mit Pfannen, Servietten, Staubtuch und Vacuum Cleaner und dachte an den nächsten Donnerstag. Dann würde sie gutmachen, was sie diesmal versäumt.

Post kam von daheim, und es galt, sein Herz in beide Hände zu nehmen; Briefe aus Wien waren immer voll Jammer. Mamas Pension, die sie als eine nicht mehr nach Österreich Zuständige von einem der Zerfallstaaten bekommen sollte, war wieder seit drei Monaten ausgeblieben, dazu begann sie zu fränkeln; Rolf, dessen Juris-Doktor, elegante Frackgestalt und schöner Name für eine mehr oder weniger glanzvolle diplomatische Laufbahn bestimmt gewesen, hing alle drei jeden Tag im Vorzimmer einer Bank auf, in der er mit umwölfter Stirn Kassierdienste verrichtete. Ma und Rolf hatten Talent, ihr Elend und ihre Enttäuschung, die Ursula ja nur zu genau kannte, mit so lebhaften Farben auszumalen, daß es fast den Eindruck machte, sie freuten sich, soviel darüber schreiben zu können. Ursula empfand solche Briefe immer wie Vorwürfe. Es sprang ihr daraus entgegen, was nicht in den Zeilen stand, was aber beredter als Worte daraus stöhnte: „Wir sind hier eingesperrt und können uns nicht rühren. Aber du, du — dort im Märchen-Dollarland — hilf du!“

Wartet nur. Wartet bis nächsten Donnerstag —

Und die Woche, die nun kam, gehörte noch mehr als sonst Luella allein. Immer war Luella Diva, immer junge Herrin. Wiegend und unbekümmert schienen ihre Füße nur Teppiche und Blumen zu berühren, auch wenn sie auf Rachelböden und schmutzigen Märzenschnee stießen. Luella sah nur, was sie sehen wollte. Sie war hübsch, weil es selbstverständlich war, hübsch zu sein. Ihr Französisch war kümmerlich, in Geschichte genügte ihr eine Kenntnis von Cleopatra und George Washington, der Lehrerin in Rhetorik hatte sie neulich Brotkrümel auf das Katheder geschossen; aber sie hatte eine unnachahmlich stolze Haltung des Kopfes, machte die

kompliziertesten und besten Salate in der High-school-Küche, und die Buben rissen sich um eine Autofahrt mit ihr. Sie war die Mischung von Fraß und Prinzessin, die man in Amerika „Flapper“ nennt und über die die älteren Generationen, wie es seit undenklichen Zeiten ihre Art, die Köpfe

schütteln. Dienstag nun sollte die oft besprochene Festvorstellung in der High-school sein. Luellas Rolle war gewiß ungeheuer wichtig, denn aus allem wurde klar, daß ohne sie an die Vorstellung nicht gedacht werden könnte.

Am festlichen Tage schlug Mrs. Bulwer Ursula vor, das Geschirr stehen zu lassen, sich umzuziehen und mit ihr und Mr. Bulwer die Vorstellung zu besuchen. Nur zögernd willigte Ursula ein, denn diese Stellung eines Dienstmädchens „au pair“ machte sie fast schüchtern.

Und dann war sie froh, mitgegangen zu sein.

Sogar die Platzanweiser standen mit Namen auf dem Programm. Und sie verdienten es, Jungens und Mädels. Sie hatten alle frische Gesichter und blühende Augen und jedem saß ein weißer Straußfederbusch wippend am leuchtend blauen oder roten Samthut, Cyranos Soldatenhut. „Mut, Ehre und Pflicht, die Hingebung an das Beste im Leben, Ideale, wie sie die Welt braucht für unsere Jugend, bedeutet die weiße Panache,“ sagte das Programm, das sie einem in die Hand drückten und das nach dem Konzert des Schüler-Orchesters die romantische Komödie „Cyrano de Bergerac“ verhieß.

Was war das für eine Schule?

Ein Palast war es, eine Akademie jugendlicher Fähigkeiten, ein Stadion der Daseinsfreude, ein Dom, den die abgöttische Liebe des Amerikaners für seine Kinder errichtet; für das Wohl und das Besserhaben der nächsten Generation auf dem Boden alt-amerikanischer Ideale. Während Mrs. Bulwer Freunde begrüßte, sah sich Ursula die Tafeln in dem weiten Flur an. „Der Zweck dieser Schule sind glücklichere, gesündere, nützlichere Knaben und Mädchen,“ stand darüber und darunter Daniel Websters Worte: „Was wir in Marmor eingraben, wird vergehen; was wir aus Messing schneiden, wird die Zeit verwischen; was wir in Tempel hineinbauen, wird in Staub zerfallen; aber was wir in unsterbliche Seelen an schönen Grundsätzen legen, wird in diesen Tafeln so eingegraben bleiben, daß es die Ewigkeit



Bildnis einer spanischen Dame. Gemälde von Zyprien Boulton.

durchleuchtet.“ Dann folgte sie Mrs. Bulwer über breite Treppen in den Saal. Alles strahlte, alles war feiertäglich. Die Schüler, weil sie ihren Eltern dieses Fest bereiten durften, die Eltern, weil sie nun ohne Verlegenheit sich sagen konnten: „Haben wir nicht recht, auf die Rader stolz zu sein?“

Die Kinder hatten alles selbst gemacht — natürlich mit Hilfe der Lehrer. Nicht nur, daß sie sprachen und spielten, sangen und tanzten, sie hatten auch die Möbel gezeichnet und gezeichnet, die Kostüme entworfen und geschneidert, die Szenarien gemalt, die Programme gedruckt und die laufenden Rechnungen in Ordnung gehalten; sie schoben die Kulissen, dirigierten die Beleuchtung und empfingen die Gäste. Ursula sah den Saal sich oben zur Kuppel wölben und nach unten die Sitze arenaartig bis vor die Bühne fliehen. Darüber schwebten links und rechts Star and Stripes, Amerikas schöne und geliebte Flagge. Viele Flaggen. Sie flatterten, sie warfen sich, flogen über Bühne und Zuschauerraum, bewegt durch einen geheimnisvollen Wind.

Die Flagge über allem, nichts ohne die Flagge; wie große, segnende Hände über den Menschen. Einzigend, kräftigend, richtunggebend.

„Wer grüßt dort?“ fragte sich Ursula, „wen könnte ich hier kennen?“ Ein kräftiger Mann in einem dunklen Saffo, Haare sorgfältig zum Scheitel gebürstet, peinlich rein, gentlemanmäßig. — Aha, Halborg ist's, der Heizer; freilich, wie hätte sie ihn gleich erkennen können, sie hatte ihn ja im Overall gesehen, mit schmutzigen Händen, verschwitztem Gesicht. Und dieser Herr —

„Ist das Schulgeld hoch?“ fragte sie Mr. Bulwer, der neben ihr saß. Er verstand nicht; er kannte nicht den logischen Sprung, den Ursulas Gedanken vom Heizer zu dieser Frage getan.

„Schulgeld? Sie reden von Schulsteuer?“

„Nein, Schulgeld. Gibt es Ermäßigungen für arme Kinder?“

„Ach, Sie meinen, die Kinder müssen hier etwas zahlen, um in die Schule zu gehen? Nein, die Schule ist frei, Armen und Reichen gleich offen. Die Stadt zahlt die Schule, wir Steuerträger von Eichenpark lassen es uns etwas kosten.“

Der Anfang der Vorstellung war ungewöhnlich für Ursula; sie glaubte, es sei alles abgesetzt und die ganze Gesellschaft verrückt geworden. Dreihundert Jungen und Mädchen sangen auf der Bühne ein Lied und nach jeder Strophe brüllten sie eine Silbe wiederholend hinaus, immer dieselbe Silbe: Räh, räh, räh. Mit ihren nasalen amerikanischen Stimmen ließen sie das „A“ schnarren, legten sich mit ganzer Wucht darauf, daß es wie Raketen in den Raum stieg und auf die Zuhörer niederknatterte. Die saßen behaglich und schmunzelten.

Ursula sah starr geradeaus: „Es ist doch wahr, sie sind Barbaren.“

Und Mrs. Bulwer neben ihr sagte: „Das ist ein Schul-lied und der Schulschrei. Jede Schule hat ihren eigenen.“

Wußte Mrs. Bulwer denn, was Ursula dachte? Sie hätte sie um nichts in der Welt beleidigen wollen. Seit sie hinter dem Rücken der herb lächelnden Anglosächsin alle Dröhte zog, um von ihr fortzukommen, beschwerte sie ein böses Gewissen. Dabei verdiente Mrs. Bulwer alle Achtung; sie verdiente Liebe: es gehörte etwas dazu, vor dem ganzen herangerückten Eichenpark mit seinem Dienstmädchen ins Theater zu gehen. —

Indes spielte das Orchester. Junge, frische, tatenfreudige Arme sägten hin und her, und junge, frische, taten- und tonfreudige Seelen geigten. Sie hatten Rhythmus, sie hatten Verbe, Disziplin. Sie flüsterten im Piano und ließen das Forte hinausströmen, so wie es ihnen der Lehrer angegeben. Fünfzehn sechzehn- bis siebzehnjährige Burschen spielten Mozart und Vacherini, hier in der Prarie, in Chicago, der Stadt in Zobelpeß und Hemdsärmeln. Ursulas Hände applaudierten mit ihrem Herzen, dieselben Hände, die Maye und Hubermann, Rubelik und Paderewski für die höchsten Gaben ihrer Kunst gedankt an den großen musikalischen Abenden in der Musikstadt Wien, wo die kleine Rotenegg mit ihrem Vater oft gesehene Zuhörer gewesen. Aus der tiefen Musikalität ihres Wesens heraus hatte auch Ursulas Stimme den Singvogelklang und ihr Gang dies Beglückende, glodenhaft Schwingende. Und jetzt applaudierte sie. —

Sie war gespannt auf „Cyrano“, um nachher verblüfft und abgestoßen zu sein. Beides zugleich. Oder war da auf einmal eine zweite Person in ihr? Hatte da eine ganz neue, ihr ganz fremde den Kopf erhoben und wollte mitsprechen?

Es war klar: In ihrer Seele begann ein Zergliedern, Gründe und Gründe fuhren gegeneinander auf.

Wie abgerundet zum Beispiel sprachen diese jungen Leute die englischen Worte aus, dieselben jungen Leute, die ohne Federhut und Degen Syntax und Phonetik aus allen Fugen rissen. Wie benahmen sie sich so höfisch und höflich, als spielten sie jeden Abend französische Ritter und Fräuleins, während sie sonst ganz auffällige Schwierigkeiten hatten, ihre Gliedmaßen richtig unterzubringen. Kein Zweifel auch, daß die Szenenbilder einwandfrei und die Farben mit einem hervorragenden Sinn für die Leuchtkraft jeder einzelnen Nuance zusammengestellt waren, Kostüme und Interieurs wie aus dem 17. Jahrhundert herausgeschnitten schienen.

Aber —

Da war eine Stelle, wo Cyrano und Christian vor der Schlacht, die tödlich wird für Christian, über vieles reden und vor allem über Roxane, und Christian plötzlich erleuchtet sagt: „Du liebst sie also?“ — Cyrano nickt nur kaum mit dem Kopf und Christian darauf: „Und warum? Warum?“ Er meinte: Und warum hast du nie ein Wort gesagt, warum mir, für den sie zehntausendmal zu gut ist, zu ihrem Besitz geholfen? Da zeigt Cyrano wortlos auf seine unglücklich große Nase —

Was taten in diesem herzbrechendsten Augenblick die Zuhörer in dem großen Auditorium? Einer gluckte empor, ein zweiter und dann rauschte Lachen durch den Saal —

Und der gloriose Schluß, Cyrano und Roxane unter dem fallenden Herbstlaub. Während der alternde, der verwundete Cyrano sich zu Tode sprach, wie er sich desgleichen zu Tode geliebt hatte, da flüchte es plötzlich über den Sterbenden hin — Scheinwerfer, blau, grün, gelb: prachtvolle Farben, ineinanderfließend, übereinanderstürzend, warfen sich über das seltsame Liebespaar, und während Roxane das Rätsel seines Lebens erfuhr, diese kleine, zarte, süße, ganz erlesene holde Eichenpark-Roxane, die noch keine Ahnung von solcher Liebe hatte und wahrscheinlich nie haben würde, ergöhten sich die Zuschauer an den allzu augenfälligen Künsten des Scheinwerfers.

Schließlich, war dies nicht eine Schule? Nahmen sie sich nicht Rostand, um von ihm zu lernen, ließen sich von ihm erobern, um endgültig ihn zu erobern?

Sie durfte nicht vergessen, wo sie sich befand. Amerika — war es denn so verschieden von allem drüben? Und was war es?

Nach der Aufführung trat man auf die Straßen hinaus, die rings um das Gebäude mit Autos vollgepackt waren. Ein schlafendes Heer während der Vorstellung, wachten sie jetzt auf. Laternen blinkten, Maschinen ratterten, Gasolinwolken stäubten.

„Hallo, Maggie!“

„For Gods sake, Ben!“

Junge Stimmen schnitten in die Nacht, Lachen kollerte darüber hin; wie ein Ritter sein Roß bestieg man die Wagen, ergriff das Steuer stolz, kräftig und leicht wie ein Paar Prachtzügel; wie Schnauben, wie Scharren von schlachtmäßig geschirrten Pferden klang das Ankurbeln der vielen Motoren. Und dann auseinander in allen Richtungen der Windrose!

„Good night, see you to morrow.“

„War es nicht herrlich?“

„Und Quella?“ fragte Ursula plötzlich, „wen spielte Quella?“

Aber Mrs. Bulwer hörte sie nicht. Sie war ganz von innen heraus überstrahlt, ganz jung, ganz entrückt.

Am elf Uhr nächsten Morgen kam Mrs. Bulwer in die Küche und sagte, Missouri Falls verlange Ursula am Telephon. Ursula hörte die Worte, die sechshundert Meilen weit herkamen, so klar, als wären sie neben ihr gesprochen.

Es war Richard Barthelens Stimme.

Sie stand noch lange neben dem Telephon, nachdem das Gespräch zu Ende war. Ihr klopfte das Herz. Sie hatte zugesagt, Barthelens übermorgen nachmittag im neuen Statler Hotel zu treffen. So ohne weiteres, übermorgen nachmittag, als wäre sie eine Prinzessin und Freiherrin ihrer Zeit und als wären sie und Barthelens als die besten Freunde auseinandergegangen. Es war nicht leicht, Mrs. Bulwer die Sache vorzutragen und um Erlaubnis zu bitten. Dazu mußte ihr Ursula einiges erzählen. Daß ein amerikanischer Be-

kannter ihre Adresse von Mrs. Zemaier erfahren, daß er es nie und nimmer für möglich gehalten, sie würde die Toll-dreistigkeit aufbringen, ganz allein nach Amerika zu kommen, daß er ihr aber nun, da es geschehen, herzlich dazu gratuliere, denn sie habe damit schon eine erste Prüfung bestanden. Er sei nur den einen Tag, übermorgen nämlich, in Chicago und bäte sie, ihn zu treffen.

Mrs. Bulwer zuckte nicht mit der Wimper; es war ja nie zu erraten, was sie dachte. Sie fragte nur: „Wer ist der Herr?“

„Richard G. Barthelen.“

„Richard G. Barthelen? Der Sensenkönig?“

„Ich weiß nicht, ob er der Sensenkönig ist. Er ist sehr reich, glaube ich. Ich lerne ihn in Europa kennen.“

„Er hat Ihnen persönlich telephonierte?“

„Ja,“ antwortete Ursula und sah Mrs. Bulwer erstaunt an.

Mrs. Bulwer schüttelte nicht den Kopf, zuckte nicht mit den Schultern, fragte nicht mehr. Aber es war ganz offenbar, daß da etwas war, das sie sich nicht zu reimen vermochte. Sie behandelte Ursula den ganzen übrigen Tag mit einer Sanftheit, als wäre sie ein reizendes, verzogenes Kind.

Übernächsten nachmittag saß Ursula vor dem Spiegel. Freistunden lagen vor ihr und Tee im Statler Hotel, Chicagos elegantestem Rendezvousplatz. Wie war es eigentlich möglich, daß sie sich herzklappend darauf freute, Richard Barthelen zu treffen, von dem sie in Wien kurz und empört gegangen? Geruhig sah sie sich in den Spiegel, zog den Kamm durch die Haare und sah ihnen zärtlich nach, wenn sie sich knisternd daran schmiegt. Sie sah dieses von Bertrand besungene Haar um ihr helles Gesicht stehen, sah es um Hals und Schultern fließen, die mit einem warmen, elfenbeinernen Schimmer aus einem billigen Rimono leuchtend aufstiegen.

Seraphine von Blenz fiel ihr auf einmal ein. Wie oft hatten sie und die rosige Fini so mitkommen vor dem Spiegel gegessen, hatten das ährenblonde und das bronzene Haar

fagenspielerisch miteinander vermischt, sich eine der andern Strähne lachend um den Kopf gewunden. Seraphine war ein paar Jahre älter und verlobt gewesen, doch den Bräutigam hatte man ihr bei Verdun erschossen.

Auf Ursulas Hand saß ein Maikäferchen, das zum offenen Fenster hereingeflogen war.

„Maikäfer flieg — dein Vater ist im Krieg — —“

Sie sang, während sie den Knoten ihrer Haare knüpfte und sich von allen Seiten im Spiegel besah, wie Frauen seit undenklichen Zeiten sich besehen haben, wenn sie heimlich über ihre eigene Liebllichkeit erglühend, sich verliebt gegen das Glas neigen, um ihren Mund zu küssen. —

In den Straßen Chicagos roch es nach Veilchen. Ursula kaufte einen Strauß und steckte ihn an den offenen Mantel. Es war ihr so leicht zumut wie einem Mädchen, das ihren Herzallerliebsten trifft, dem sie in die Arme fällt, weil seine Arme für sie die Welt sind.

Das Statler Hotel liegt am See, am Lake Michigan, einem Teil des großen amerikanischen Binnenmeeres. Es liegt im Osten der Stadt auf Michigan Avenue, die nicht die schönste, aber die prachtvollste, die selbstbewußteste, die stolzeste Avenue der Welt ist. Wie eine geschmeidige, lange, dunkle Stahlklinge legt Chicago diese Straße zwischen sich und den See. Nicht weiter als fünf Minuten von State Street entfernt, empfing sie Ursula ohne Lärm, ohne Getriebe, ohne Atemlosigkeit, ohne Münzenklipern; mit einer neuen, dem Europäer ungewohnten, vornehmen Lässigkeit, die in der Größe der Geste lag, in der wunderbaren Einfachheit des Farbenzusammenklanges; weiß — schwarz — grün — blau. Weiß die türmenden Häuser, schwarz der Macadam der Straße und die dunkel-schimmernden Körper der Wagen, die hier gebändigt und würdig sich bewegten wie edle paradierende Rosse, auf der einen Seite hinauf, auf der anderen herab, jenseits davon ein schmaler Streifen Grün; ein Atemzug hinter ihm — endlose Bläue: Das Saphirblau des Sees, der irgendwo ins Firmament floß, als wären beide



Altes Städtchen. Nach einem Original-Holzchnitt von Reinhold Pfähler von Dthegraven.

eins, ein einziger, herrlicher, traumblauer Gedanke, hier knapp an der Stadt, in die Stadt hineinleuchtend, sie zu seiner Größe erhebend. Mitten hinein in dieses Farbenkonzert reckten sich vier steinerne Löwen vor weißen Säulen, Steintreppen flogen zu einer Rampe hinauf: Chicagos Museum der Künste.

Ursula war zwanzig Minuten zu spät; aber sie verweilte schauend; sie nahm diese ganze echt amerikanische Großartigkeit wie ein Glas schäumenden Weines an die Lippen.

Sie trat in die Hall des Hotels. Eine Lebendigkeit ohnegleichen durchströmte sie. Ihre Seele lag vor dem Rätsel ihres Schicksals, wie der Pfeil an der Kerbe des straffgespannten Bogens, bebend in der Sehnsucht, losgeschneelt zu werden, weit und hoch hinauf. Alle Enttäuschung, alle Bitternis der letzten Wochen schien hinweggeschwemmt.

So trat sie auf Barthelen zu, der sich von seinem Sitz erhob. Sie sagte: „Ich sah den See! Ich sah Michigan Avenue. Wie wunderbar die beiden.“

Er lächelte mit dem Stolz der Bescheidenheit, als hätte sie ihm persönlich ein Kompliment gemacht. Kurz und bündig nahm er ihre angebotene Hand wie die eines Geschäftsfreundes und rückte dann an seinen runden und schwarzumränderten Augengläsern, als wäre etwas vorgefallen, das sie in Unordnung gebracht haben könnte.

Der außerordentlichen Geschicklichkeit seines teuren englischen Schneiders gelang es, der etwas stockigen Gestalt selbst mit dem breitschultrigen und konventionellen amerikanischen Schnitt Distinktion zu geben; er trug einen grauen Sakko, schwarze Halbschuhe und eine dunkelgraue Kravatte mit ver schwommenem lilafarbenem Muster, eine Kleidung, die es geradezu peinlich vermied, aufzufallen, denn der teure Schnitt war nur den Wissenden bemerkbar. Im übrigen aber unterschied sich Mr. Barthelen scheinbar in nichts von einem seiner Vorarbeiter, der abends mit seinem Girl ins Theater geht.

„Wo wollen Sie den Tee nehmen?“

Sein Mund war mit schmalen Lippen fest eingerammt in jenes breite, selbstlichere Kinn, das den Amerikaner von vornherein vom Engländer unterscheidet. Seine Augen waren ihr damals bei ihrer Begegnung in Europa durch eine Quellklarheit aufgefallen, wie sie sonst nur Kindern, Jägern und Seeleuten eigen ist, selten Menschen in seinem Alter, aber heute erschien ihr das als keine Besonderheit, denn sie hatte indes viele solcher Augen gesehen. Die festgemeißelten Wangen in seinem Gesicht waren mit Ausnahme des charakteristischen Risses von der Nase zum Mund merkwürdig glatt, blutdurchpulst. Wie er jeden frühen Morgen eine Stunde mit seinem medizinisch geschulten Trainer Körperübungen machte, so ließ er sich ein paarmal in der Woche das Gesicht mit Dampf- und Eisbädern, Massagen und

Salben behandeln. — Ursula war enttäuscht, daß er weggehen wollte: „Warum nicht hierbleiben?“

„Gut.“

Hier war nicht die tropische Atmosphäre des Hyde Park Hotels, nicht die nüchterne Unruhe des Sherman. Es duftete nach Blumen und schönen Frauen. Man stand oder saß, plauderte wie bei einem Empfang im Palais eines Fürsten; irgendwoher, aus unsichtbaren paradiesischen Quellen, siderte Musik. Die Hall war hoch, weit, prachtvoll, eine Symphonie aus Marmor, edel gebogenen Möbeln, warmen Brokaten, Teppichen, deren Flächen sich wie schöne Körper gefügiger Sklaven spreiteten.

Sie saßen vor einem der kleinen Tischchen, die zwischen Palmen und Bosketts eingestreut standen. Ursula schob den

Mantel mit einer Bewegung von der Schulter, als sei er kostbares Pelzwerk. Sie hatte die Sicherheit in Blicken und Gliedern wiederbekommen, die ihr neulich in Verzweiflung und Müdigkeit auf den Straßen von Chicago plötzlich verlorengegangen war; unter ihrem kleinen Hut leuchteten die Augen tiefer, blühte der Mund auf; an ihrer Brust duftete der Veilchenstrauß. Alles, was sie bedrückt hatte, schien von ihr gefallen; es war wie ein Heimkommen, ein Hineingleiten in Geborgenheit.

Der Kellner hantierte geschickt mit Toast, Butter und Tee; die unsichtbare Geige lachte und jubelte, das Cello strömte seine Liebe mit dunkler Stimme in Sehnsucht aus. Alles schien lächelnd, zur Harmonie gerundet. War denn dies die Brobdignag-Stadt, das hämmernde, schwitzende, geldverdienende, prahlrische Chicago? So also gab es seinen Reichtum aus?

Wenn Ursula Barthelen anblickte, sah sie nichts als seine quellklaren Augen.

„Finden Sie mich verändert?“ fragte sie.

Seine Augen legten sich forschend auf sie, kühl, wägend: „Ja, ein wenig.“

„Oh, wie?“

„Da ist ein kleiner Zug um den Mund, der vorher nicht da war.“

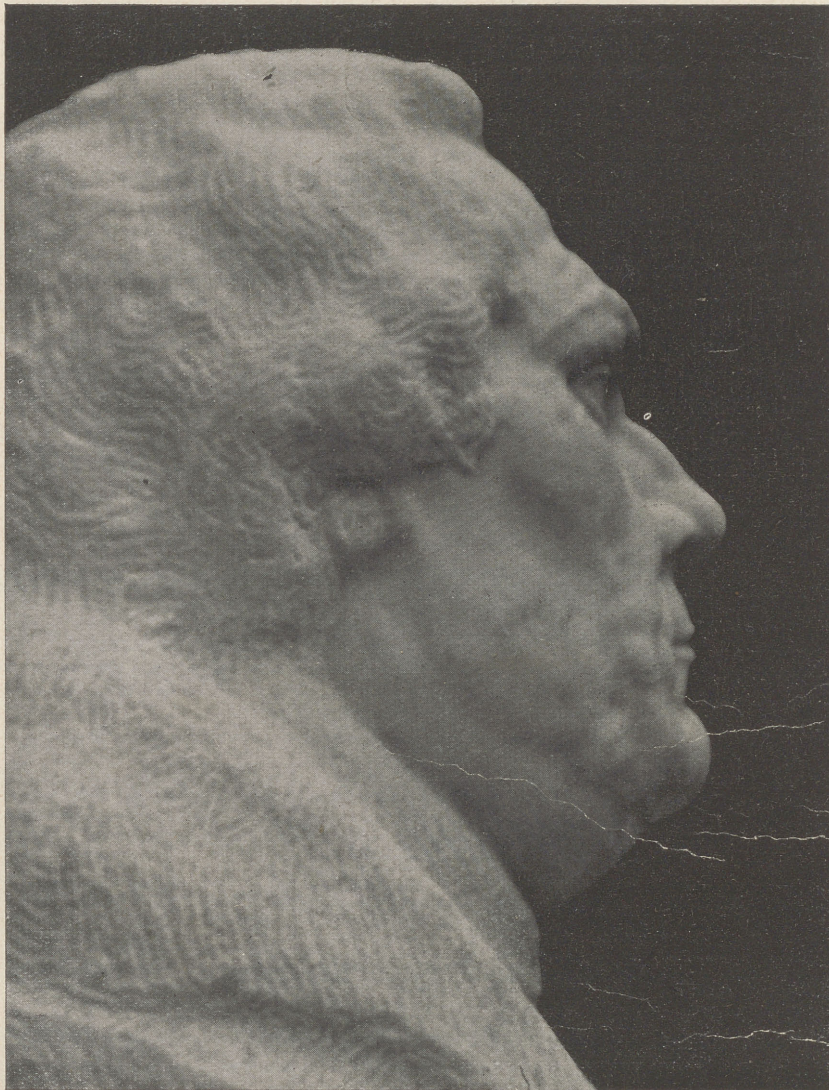
Ihr Gesicht umschattete sich: „Die Arbeit ist sehr schwer für mich; besonders das Bohlenreiben.“

„Das wird vorübergehen. Küchenwaschen ist keine Schande. Wer das ordentlich macht, wird anderes ordentlich machen. Denken Sie nur, wie viele Sie beneiden darum, daß Sie hier sein dürfen.“

Beneiden — wirklich?

Ursula antwortete nicht, und er fuhr fort: „Wissen Sie, was ‚budgeting‘ heißt? Ausplanen bedeutet es. Man muß sein Leben auslegen lernen. Alles wird kommen. Warum sind Sie denn so ungeduldig?“

Es sah aus, als ob er sich mit ein paar kräftigen



Lutherbüste. Bildwerk von Adam Antes.

Schlägen in die Rolle des väterlich-objektiven Beraters hineinrudern wollte. „Ich war vierzig Jahre, als mir mein kleines Geschäft zusammenstürzte; mit vierzig Jahren mußte ich von Grund auf neu aufbauen. Mit fünfundvierzig war ich aus dem Wasser heraus und heute kann ich meine Zeit zum großen Teil besseren Dingen geben als Gelderwerben. Es geht schon, nur darf man den Kopf nicht verlieren; sich klar darüber werden, wohin man will, und dann seine ganze Aufmerksamkeit auf den Anfang der Straße konzentrieren. Wir werden uns oben dann zusammensetzen und einen Plan ausarbeiten, einen regelrechten, taktischen Angriffsplan.“

Er hatte jetzt über Ursula hinausgesprochen, als distiiere er einem Reporter seine Ansichten, die morgen gedruckt, mit großen Lettern überschrieben erscheinen: Erfolgreicher Businessmann rät den jungen Leuten —

„Ach,“ sagte Ursula, „Sie haben eben schon vergessen, wie es ist, wenn man immer seine Fäuste ballen, immer sie gebrauchen muß, denn so kommt es mir vor.“

„Das ist gerade das Schöne.“

„Ja, vielleicht für einen Mann; für eine Frau ist es furchtbar.“

„Liebes Fräulein Ursula, Sie müssen eben vieles, vieles, besonders über dieses Land, noch lernen. Wir haben ein Dialektsprichwort, das heißt: ‚Du kannst deinen Kuchen nicht essen und zugleich behalten!‘ So ist die Welt eben gebaut. Zum erstenmal in Ihrem Leben tun Sie etwas Nützliches.“

„Ich? Ich bin ganz unnütz als Dienstmädchen. Nur schuften muß ich.“

„Nun, so arg wird's wohl nicht sein.“

Self-made-Leute sind in der Regel schwer dazu zu haben, anderen zu einem leichten Leben zu verhelfen.

Er fuhr unerbittlich fort: „Sie haben sich einst unterhalten und andere Menschen für sich arbeiten lassen. Jetzt ist es mal umgekehrt. Das ist nur Gerechtigkeit.“

Erstaunt sah ihn Ursula an: „Ja, ich wußte nicht, Mr. Barthelen, daß Sie Kommunist sind. Es gibt schließlich noch andere Dinge, die auch etwas sind, auch etwas bringen, als bloß jenes Arbeiten, das sich in mehr oder weniger Dollar materialisieren läßt.“

„Sie irren sich. Ich bin nicht Kommunist, ich könnte es gar nicht sein; und vor allen Dingen brauche ich es hier in Amerika nicht zu sein. Unsere Arbeiter lassen den Staat in Ruhe und sehen zu, daß sie, was recht und billig ist, auf anderen Wegen bekommen.“

Beide schwiegen einen Augenblick, beide waren betroffen über die ernste Wendung eines Gespräches, das plaudernd begonnen hatte. Ursula trank ihre Tasse langsam und blickte die Dame am nächsten Tisch an, die neben ihrem Begleiter stumm in einem pfirsichfarbenen Kleid saß, um das sich wie ein goldener Rahmen der zurückgefallene Nerzmantel legte.

Verlor sie den Boden unter den Füßen, auf den sie kaum erst getreten war? Wie wunderbar hatte der Nachmittag begonnen. — Als sie von ihrer Tasse aufsaß, begegnete sie Barthelens Augen, die mit einer Hilflosigkeit auf ihr ruhten, die sie fast erschreckte. Sie senkte schnell ihren Blick, als hätte sie nichts gesehen, und nach einer Weile hörte sie ihn sagen: „Wenn die Zeit kommt, werden Sie sich meine Fabriken anschauen und da werden Sie viel lernen. Ich hoffe, Sie noch als echte, rechte Amerikanerin zu sehen. Sie wollen doch nicht wieder zurück?“

Ursula wußte nicht, wie sie diese Frage beantworten sollte. Ihr Blick hatte sich fest in das zierliche Blätterwerk einer schlanken Palme. Sie suchte Worte und fand sie. „Ich will aus dem Elend herauskommen; ich will Schönheit; Schönheit ist ein Versprechen des Glückes,“ sagt Stendhal; aber Schönheit kann man nur mit Geld kaufen.“

Sie sprach wie zu sich selbst, ließ die Silben über dem Teetisch schweben.

Bei dem Worte „Geld“ zuckte Barthelen unmerklich zusammen. Seine Augen wurden ganz hart und alt. Er antwortete nicht gleich; winkte den Kellner zum Zahlen herbei. Langsam legte er die umgewechselten Banknoten in seine Brieftasche, mit merkwürdig geschlossenen, krampfartigen Fingern. Dann sagte er, über Ursula hinausgehend: „Ihr Europäer kommt mir manchmal vor, als wärt ihr insgesamt unablässig irgendwo unglücklich verliebt. Immer träumt ihr irgendeinem Phantom nach und hängt mit euren Wünschen in den Lüften.“

Dann wandte er sich fast befehlshaberisch zu ihr: „Wollen wir nicht ein wenig hinaufgehen?“

„Hinauf? Wo hinauf?“ Ein Zittern lief über sie hin.

„In mein Apartment. Ich habe eine schöne Aussicht auf den See und Michigan Avenue.“

„In Ihr —“

Er hatte sich eine Zigarette angezündet und rauchte mit zurückgeworfenem Kopf. „Schauen Sie, wir sprechen doch besser dort. ‚Gemütlicher,‘ das sagen doch die Wiener, nicht? Wir wollen doch ein wenig über Ihre nächsten Pläne beraten.“

Er erhob sich. Sie folgte langsam, mechanisch. Es wäre lächerlich zu zögern, sagte sie sich. Niemand kannte sie hier, niemand würde es also wissen. Sie würde dort oben nicht langweilige und impertinente Fragen mit bescheidenem Gesicht zu beantworten haben, wie bei ihrer donnerstägigen Stellungsjuche; sie würde sich mit einer Zigarette in einen Fauteuil lehnen und plaudern dürfen —

Ein kleines Kanapee war es, ein mit grün-silbernem Brokat überzogenes Empirekanapee. Eine Menge bunter seidener Kissen lag darauf, die Mr. Barthelen nun glatt strich und hinter ihrem Kopf aufstürmte — genau wie damals in Wien. Aus seiner goldenen Tabatière ließ er sie eine Zigarette wählen.

„Ein Geschenk des Königs von Italien zur Erinnerung an ein Diner.“

Er zeigte ihr das Wappen der italienischen Königsfamilie im Innern und lachte stolz, wie ein Schuljunge, der von einer guten Note erzählt. Sie tat ihm die Liebe und bewunderte es. Seine Fähigkeit, sich naiv und ungebunden an etwas mit Freude hinzugeben, brachte ihn ihr näher; denn diese unzerseßte Jugend in ihm überbrückte die Jahrzehnte und die Millionen, die zwischen ihnen lagen.

Er stellte den Aschenbecher vor sie hin und holte eine Flasche Whisky aus seiner Handtasche.

„Ach, Sie wollen keinen Whisky? Ich werde Ihnen einen Curaçao bringen lassen oder wollen Sie einen Cocktail, einen High-ball, eine Marini oder ein Glas Sherry? Der Kellner bringt mir, was ich will —“

Sie zog Curaçao vor. Aber war denn nicht Alkohol verbot in Amerika? „Seit ich hier bin, habe ich keinen Alkohol getrunken.“

Mr. Barthelen, der wie alle Besitzenden sonst für strenge Befolgung des Gesetzes war, lächelte jetzt verschmigt: „Ach, ich bitte Sie, es kommt lediglich darauf an, daß Sie einen guten Lieferanten, einen tüchtigen ‚Bootlegger‘ haben. Der verschafft Ihnen, was Sie wünschen. So, und jetzt wollen wir einmal auf unsere neugeknüpfte Freundschaft anstoßen!“

Ursula hatte den hutlosen Kopf sanft nach hinten gedrückt und saß, ohne daß sie sich dessen bewußt war, in einer Gebärde der Gelöstheit da. Er hatte sich eine kurze, kleine Pfeife angezündet und setzte sich neben sie. Seine Hand, die an der rückwärtigen Lehne lag, tastete an ihr Haar heran.

Sie wußte wohl, was für ein gefährlicher Kuppeler das Schweigen sei. Deshalb haschte sie nach der nächsten Frage, die sie finden konnte, und fand gerade eine verfänglichste: „Warum haben Sie nie geheiratet?“

„Ich habe keine Zeit für Frauen gehabt.“

„Das sehe ich.“

„Ich verstehe, was Sie sagen wollen; Sie meinen, ich könnte nicht den Hof machen — so nennen Sie's doch drüben, nicht? Nein, wir Amerikaner tun das nicht. Vielleicht haben wir kein Talent dazu, vielleicht widerstrebt es uns auch, die Frau zu umgarnen wie ein Wild und ihr schließlich einen Strich zu drehen aus ihrer eigenen Schwäche.“

„Ach, Mr. Barthelen, Hofmachen gibt es heute gar nicht mehr. Nur altmodische Menschen wie ich wissen davon.“

„Sie und altmodisch! Sie Kind, Sie!“

„Ach, die Jahre machen's nicht. Mir kommt es manchmal vor, als wären zwei Zeitalter in mir; vielleicht macht dies das Leben so schwer. Das neue hier und das alte, in das meine Kindheit gebettet war und das der Krieg mit einem Schlag versenkte wie das alte Vineta. Kennen Sie diese Sage?“

„Ja ja, aber erzählen Sie. Wir Amerikaner hören immer gern Geschichten.“

„Vineta hieß eine Stadt, die mit allem, wie sie stand und atmete, plötzlich ins Meer hinunter sank. Von dort herauf hört man an schönen Tagen manchmal ihr Glockenläuten. So ist's mit dieser alten Zeit, die 1914 versunken ist. Auch ihre Glocken klingen noch. Und so ist sie in mir. Aber darüber hinaus habe ich diesen Durst, herauszukommen, der mich nach Amerika führte, als sei hier das Neue, das Frische, das Bleibende, das ich finden will. Vielleicht irre ich mich; viel-

leicht gibt es hier gar nichts, was zu finden wert ist; ich weiß nicht; das sind auch nur so Gedanken, die mir kommen, weil ich einen köstlichen freien Nachmittag habe.“

Ursula war in der Tat zumute, als gäbe es kein Geschirrwaschen und keine wilde donnerstägige Suche. Sie saß hier mit einem gut angezogenen Gentleman, plauderte und ließ ihre Sorgen links liegen, solange es ging.

„Aber reden wir nicht immer von mir,“ fuhr sie fort, „erzählen Sie von sich.“

Er sah auf ihren Mund und auf seine schmale Kurve nie gestillter Sehnsucht. Dann nahm er die Pfeife aus dem Mund und sah sie voll an.

„Ich habe auch Durst, Ursula — nach dir!“

Er sagte es deutsch, um das englische gleichgültige Sie mit dem Du vertauschen zu können. Ursula saß ganz ruhig da, nur ihre Nasenflügel zitterten. Sie fragte sich: Ist es besser, die Augen zu schließen, oder sie offen zu lassen? Ich glaube, es ist besser, sie zu schließen — um nicht auch mit den Augen zu wissen, was geschieht —

Seine Hände, die an ihrem Haarnoten geliegen hatten, sanken tiefer, legten sich um ihre Schultern. Er schob sich näher zu ihr hin, nicht gierig, sondern wie ein Kind, das Wärme sucht; wie ein Tier, das in Obdach kriecht.

„Liebe mich!“

„Mein Gott,“ dachte sie weiter, „er ist einsam. Vielleicht einsamer als ich. Wie ist es möglich, daß Geld ihm nicht helfen kann? Ich soll ihm helfen — Ich! Aber ich will, ich will, ich will lachen und schön sein für ihn. Gott, es kann ja nicht schwer sein, versuchen werde ich es —“

Am Grunde ihrer Seele flatterte die Angst, wieder zu-

rück zu müssen aufs Pflaster, in die hohlwangige Einsamkeit ihrer Mansarde. Er zog sie an sich. „Liebe mich!“

Sie war ganz steif und kalt in seinen Armen, als erwartete sie einen Todesstoß; aber ihr Herz war heiß von Mitleid; Mitleid mit sich selbst — und ihm. Mit ihm — mit sich selbst. — Es verschmolz zu einem einzigen Gefühl. Ja, so war's — sie würden sich gegenseitig helfen. Ach, warum nur mußte er unbedingt — küssen — nun ja — es wird wohl notwendig sein — wenn es ihm solche Freude macht —

Ihre Augen schwammen in Tränen. Sie mußte sie öffnen, da sah sie seinen grauen Kopf unter sich, wie er sich ihr an die Brust drückte. Ein furchtbarer Schmerz schnitt ihr durch die Seele, und sie rief: „Bertie, Bertie!“

Ein Wimmern stieß ihr die Lippen auf. Sie stemmte ihn von sich; vergaß alles: Vorsätze, Überlegungen, Mitleid, Angst vor dem Zurück. Alles, was nachkommen konnte, war ihr gleich: alles schien ihr jetzt gering. Sie konnte seine Nähe nicht ertragen. Mit den Fäusten drückte sie gegen seine Brust. Aber mit einem schnellen Griff tauchte er in die halbgelösten Haare, riß ihren Kopf an sich und preßte seinen Mund in einem brutalen Kuß auf den ihren. In den Klammern seiner Umarmung keuchte und schlug sie gegen ihn, der stärker war, als sie gedacht hatte.

Plötzlich ließ er sie los, die Arme sanken schlaff an ihm herunter. In einen Fauteuil fallend, preßte er beide Hände vor das Gesicht und weinte. Weinte fassungslos.

Sie aber ergriff ihren Hut und eilte zur Tür.

Erloschen und zertreten lag der Beilchenstrauß am Boden.

(Fortsetzung des Romans folgt.)

Der Bankverkehr der Post. Von Karl Alexander Bruch.

Mit fünf Abbildungen nach Aufnahmen von Transatlantic, Berlin.

Es gibt zur Zeit 920 000 Postscheck-Kontoinhaber. Also besitzt, nach Abrechnung von Frauen und Kindern, etwa jeder zwanzigste Deutsche ein Postscheckkonto. Im vergangenen Monat Juli wurden von den 19 Postscheckämtern mit 60 Millionen Buchungen ein Betrag von rund 9 Milliarden bargeldlos verrechnet. Trotzdem die Post keine Zinsen zahlt, beträgt das Gesamtgut haben aller Postscheckkunden bei ihr über eine halbe Milliarde Mark. Gewiß der beste Beweis für die vielen und großen Vorteile, die der Besitz eines Kontos bei der Post gewährt.

Schon diese wenigen Zahlen erhellen die gewaltige Arbeit, die täglich unsere Postscheckämter zu leisten haben. Nur klar durchdachtes Gefüge und reibungsloses Zusammenarbeiten aller Abteilungen, nur weitestgehende Verwendung von Maschinen, die jede mechanische Tätigkeit übernehmen und zeitsparend ausführen, können die Gewähr dafür bieten, daß jeder Eingang innerhalb weniger Stunden erledigt wird und daß bei Dienstschluss am Nachmittag „reiner Tisch“ gemacht ist.

Die im Laufe der Nacht und am frühesten Morgen eingetroffenen Sendungen werden in der Eingangsstelle durch Maschinen geöffnet und entleert.

Nachdem ihr Inhalt mit einem Eingangstempel versehen ist, werden die Formulare auf langen Tischen sortiert und an die Buchhaltereien weitergegeben, wo dann sofort die Fein-



Morgens 7 Uhr: 250 000 eingegangene Zahlkarten werden nach den Kontonummern geordnet.



Bei den Addier-Maschinen.

sortierung nach Hundertgruppen erfolgt. Die Postscheckkonten Nr. 77 700 bis 77 799 bilden z. B. eine Hundertgruppe. Je eine Buchhalterin verwaltet, entsprechend der im Laufe der Zeit festgestellten Buchungshäufigkeit der einzelnen Konten, drei bis fünf solcher Gruppen.

Für jedes Konto vorbereitet liegt der Kontoauszug bereit, der an seinem Kopf das augenblickliche Guthaben aufweist. Auf ihm werden nun die eingegangenen Beträge gutgebracht, die von dem betreffenden Kontoinhaber angewiesenen Zahlungen — nachdem die Unterschrift mit der beim Schekamt niedergelegten Unterschriftstafel verglichen ist — abgeschrieben, das entstandene Guthaben errechnet und auf dem für die nächste Abrechnung fälligen Kontoauszug vorgetragen. Für die Zusammenzählung von größeren

Zahlengruppen stehen Rechenmaschinen zur Verfügung. Inzwischen sind aus der Umschlagdruckerei, hundertweise geordnet, für sämtliche Konten die mit den Anschriften versehenen Umschläge zu den einzelnen Arbeitsplätzen gelangt. Die Beamtin legt nun in den entsprechenden Umschlag den fertigen Kontoauszug nebst den Gutschrift- (linker Abschnitt einer Zahlkarte oder Überweisung) und Lastschriftzetteln (rechter Abschnitt eines vom Kontoinhaber ausgestellten Postschecks oder Überweisungsschecks) hinein. Verschluss und Anbringung des Ausgangsstempels erfolgt in einem besonderen Raum durch Maschinen. Am frühen Nachmittag gehen die Sendungen in den Verkehr heraus, so daß die Kontoinhaber spätestens am folgenden Vormittag im Besitze ihrer Abrechnung sind. Erwähnt sei, daß diejenigen Umschläge, die keine Verwendung gefunden haben, an die Umschlagdruckerei zurückgehen, wo sie dann für den folgenden Tag auf ihre Vollständigkeit ergänzt werden.



Blick in eine der sieben Buchhaltereien, wo alltäglich rund 350 000 Buchungen ausgeführt werden.



Die Schließ- und Stempelmaschinen, die die täglich ausgehenden etwa 45 000 Kundenbriefe in zwei Stunden erledigen.

Zur Nachprüfung der Buchungen bleiben nach Schluß des Buchhalterei-Betriebes sogenannte Aufräumungskolonnen zurück, die diejenigen Hundertgruppen, deren Schlußabrechnung Unstimmigkeiten aufgewiesen haben, noch einmal Konto für Konto durchsehen und die Fehlerquellen, die trotz aller Maschinen und der aufmerksamsten Bearbeitung hin und wieder eintreten können, feststellen. Selbstverständlich erhält dann der Kontoinhaber eine sofortige Richtigstellung seiner Abrechnung.

Die bearbeiteten Mittelstücke der Überweisungs- und Postschecks werden, jedes Hundert für sich gebündelt, in besonderen Räumen zwei Jahre lang aufbewahrt. Innerhalb dieser Zeit können daher auch nur Beanstandungen berücksichtigt werden. Die blauen Zahlkarten — das sind die Vordrucke, mit denen Geld für den Kontoinhaber bei einer Postanstalt eingezahlt wird — unterliegen noch einer besonderen Behandlung. Jedes Scheckamt vergleicht sie nämlich mit den von den jeweils zuständigen Postanstalten eingereichten Annahmelisten, zu welchem Zweck die Ämter einander die Zahlkarten zuschicken müssen.

Die Post trägt nicht nur für das richtige Übertragen von einem zum anderen Konto — hier Lastschrift, dort Gutschrift — die Verantwortung, sie haftet auch dafür, daß die Barauszahlung der Postschecks an den rechtmäßigen Empfänger erfolgt, indem sie durch ihre Beamten (Geldbriefträger) die Übereinstimmung von Person und Anschrift feststellen läßt. Von diesem, auf einen Empfänger lautenden Postscheck ist der „Kassenscheck“, auf dem kein Empfänger angegeben sein darf, wohl zu unterscheiden. Zweck des Kassens-

schecks ist es, dem Kontoinhaber die Möglichkeit zu geben, sofort bei der Kasse seines Postscheckamts Bargeld zu erheben oder erheben zu lassen. Er liefert den Kassenscheck an einem Schalter ab und empfängt eine numerierte Marke, die durchgerissen und deren eine Hälfte auf den Scheck geklebt wird. Nachdem der Scheck einen Eingangsstempel mit Zeitangabe erhalten, wird er durch Druckluftrohre zu der Buchhaltung befördert, wo er sofort bearbeitet wird. Auf dem gleichen Wege läuft er dann in den Kassenraum zurück. Seine Nummer wird aufgerufen, gegen deren Ablieferung und — zwecks doppelter Kontrolle — mündlicher Angabe des Betrages, er nun ausgezahlt wird. Der ganze Vorgang dauert höchstens zehn Minuten, ein Zeichen für die hervorragende Organisation unserer Postscheckämter.

Da der Kassenscheck — wie wir eben gesehen haben — ohne Nachprüfung der Empfangsberechtigung ausgezahlt wird, ist es naturgemäß erforderlich, daß die Formulare vom Kontoinhaber sicher aufgehoben werden. Hierbei sei gleich erwähnt, daß beim Ableben eines Kunden die Post den Erben, wenn sie nicht zeichnungsberechtigt sind, das Restguthaben nur bei Vorlage des Erbscheins aushändigt, es sei denn, der Kontoinhaber hätte beim Postscheckamt hinterlegt, an wen in diesem Falle das Guthaben zu zahlen ist, eine Maßnahme, die aus Gründen, deren Erläuterung wohl unnötig ist, empfehlenswert sein mag.

Wem durch Verschulden der Post der Brief mit der Benachrichtigung über eine Kontoveränderung nicht zugegangen ist, dem wird auf Antrag eine neue Abrechnung kostenlos zugestellt. Hat jedoch der Kunde aus irgendeinem Anlaß die Abrechnung verloren, so kann er gegen Erstattung der Kosten einen neuen Kontoauszug anfordern.

„Jeder, der öfters Zahlungen empfängt oder zu leisten hat,“ so sagt die Post, „sollte sich ein Postscheckkonto eröffnen lassen.“

Eigentlich müßte das selbstverständlich sein, und doch begegnet man, zumal in kleineren Städten und auf dem Lande, noch vielen Geschäftsleuten, die Rechnungen vorlegen, ohne ihren Kunden die Möglichkeit zu bieten, den Betrag bargeldlos beglichen zu können. Die Zeiten sind schwer und das Geld ist knapp. Darum sollte einer dem anderen — schon im eigenen Interesse — den Geldverkehr bequem und billig machen. Die Buchungen von einem Konto auf ein anderes nimmt die Post gebührenlos vor; Bareinz- und Barauszahlungen unterliegen einer Gebühr, die aber unter dem Satz der Geldbeförderung durch gewöhnliche Postanweisungen liegt. Der Satz: „Ein Postscheckkonto erspart Zeit und Geld!“ ist also wahr.



Das Milliardengrab: Einlagern der verbuchten Zahlkarten.

Satschi — zur Gesundheit!

Vom Niesen. Von Dr. med. M. Conrad.

Das Niesen ist — so wird uns gelehrt — eine Schutzvorrichtung für den Atemweg. Die Atmung ist ein so lebenswichtiger Vorgang, daß ihn die Natur mit allerhand Sicherungen versehen mußte. Wenn neben der Luft auch noch mancherlei andere Dinge ungehindert in die Atemwege hineinpazieren und hier verweilen dürften, so würden diese in der Tat nur allzu leicht gereizt oder verstopft werden und Entzündung oder Erstickungsgefahr müßte eintreten. Um das zu verhüten, hat die Natur den Husten und das Niesen — beide gehören zusammen — geschaffen. Durch den Husten werden fremdartige, nicht hingehörige Dinge aus Hals, Kehlkopf und Luftröhren, durch das Niesen zugleich auch aus der Nase nach außen befördert.

Die Zusammenstellung mit dem Husten weist aber schon auf die Mangelhaftigkeit und Schwäche der Einrichtung hin. Bekanntlich husten wir auch oft genug, wenn es gar nichts herauszubefördern gibt; bekanntlich hat starker Husten allerhand Unzuträglichkeiten zur Folge; bekanntlich sind wir oft genug genötigt, den heftigen Hustenreiz mit allerhand Mitteln zu bekämpfen, das heißt also: Schutz vor der Schutzeinrichtung der Natur zu suchen. Und mit dem Niesen steht es ganz ähnlich.

Der typische Niesakt selber stellt einen der verwickeltesten unter den unwillkürlichen Bewegungsabläufen dar, die wir an unserem Organismus wahrzunehmen Gelegenheit haben. Eröffnet wird er mit einer Art harmlosen Präludiums, nämlich einer Empfindungsstörung, einem Kitzel- und Prickelgefühl in der Nase, besonders in ihrem vorderen Abschnitte. Darauf folgt ein mitunter kurzer, mitunter längerer vorbereitender Akt, gleichsam ein Andante: die Stirn wird hochgezogen, der Mund geöffnet, eine tiefe Einatmung mit darauffolgendem Atemstillstand findet statt; die Aufmerksamkeit wird von der Beschäftigung, sei sie auch noch so wichtig und fesselnd, gewaltsam abgelenkt und auf die kommende Entladung gerichtet; es ist wie die Schwüle vor dem Gewitter. In diesem Stadium geht bisweilen der Anfall vorüber, ohne zum Ausbruch zu kommen.

In der Regel aber folgt jetzt der Hauptteil, das Forte — die explosive, befreiende Ausatmung unter starker Anspannung aller Ausatemungsmuskeln, besonders auch der Bauchmuskeln, nachdem noch kurz vorher durch Ansaugen der Nasenflügel, Heben des Gaumensegels gegen die hinteren Nasenöffnungen und Andrücken der Zunge an den harten Gaumen gleichsam künstliche Schranken geschaffen wurden, durch deren Sprengung die Wucht und Energie des Ausatemungsstromes gesteigert wird. Dieser Strom aber durchzieht nun — nebenher das bekannte schallende Geräusch „Satschi!“ oder so ähnlich erzeugend — mit großer Kraft durch Kehle, Mund und Nasenhöhlen, wobei er alles, was er auf diesem Wege vorfindet, wahl- und rücksichtslos mit sich fortreißt und weit in die Umgebung hineinschleudert — falls nicht der Niesende, wie meistens üblich, durch gewisse anergogene Bewegungen, Vorhalten der Hand oder eines rasch hervorgeholten Taschentuches, dies verhindert.

Bei heftigem Niesen ist die Entladung eine so starke, daß sie sich nicht auf die Ausatemungsmuskeln allein beschränkt. Der Reiz greift auf andere Muskelgruppen über und bringt sie auch zur Zusammenziehung. So können sich die Augen schließen und Beugungen des Kopfes, des Kumpfes, der Arme statthaben; bei jungen, im Bette liegenden Kindern werden sogar die Schenkel an den Leib gezogen.

Nicht immer ist es mit einem einzigen Niesakte abgetan. Es kann sich eine Reihe weiterer anschließen. Ja, sie können so zahlreich aufeinander folgen, daß man geradezu von Nieskrämpfen zu sprechen berechtigt ist.

Für Auge und Ohr der Umgebung hat der Niesanfall zweifellos etwas Komisches, zumal dann, wenn er in unerwarteter Weise eine ernste Situation unterbricht. Schauspieler bedienen sich in Pöffen und Lustspielen gern seiner, um damit billige Heiterkeitseffekte zu erzielen.

Der Reiz, der das Niesen auslöst, hat zumeist in der Nase seinen Sitz. Schleimmassen, eingeatmete Gase, Staub, Fremdkörper kommen vornehmlich in Betracht. Es gibt Stoffe, die eingeatmet oder aufgeschluckt besonders leicht Niesen hervorrufen, wie das Pulver der Tabaksblätter oder der Nieswurzel. Am allerschäufigsten ist es eine Begleiterscheinung der verschiedenen Arten des Schnupfens, des

Grippe Schnupfens, des Heuschnupfens, des Masernschnupfens und so weiter. Hier wirkt schon die entzündete Nasenschleimheit selbst erregend, auch wenn kein störender Schleim vorhanden, das Niesen also im Grunde zwecklos ist. Daß aber der mit Niesen einhergehende Schnupfen etwa günstiger als sonst verläuft, ist nicht bekannt. Auch sonstige krankhafte Veränderungen im Naseninnern können zu häufigen Niesanfällen Veranlassung geben.

Neben der Nase gibt es noch andere Körperteile, von denen das Niesen gelegentlich ausgehen kann. So z. B. das Auge: grelles Licht verursacht zuweilen Niesen; oder auch der äußere Gehörgang bei seiner Berührung. Ferner können kalte Füße, also Abkühlungen der Haut es hervorrufen. Auch auf rein nervöser Grundlage kann es entstehen. Bei manchen Neugeborenen erlebt man, daß sie nicht, wie üblich, mit einem Schrei, sondern mit Niesen das irdische Dasein begrüßen.

Das Niesen bringt nicht nur oft genug keinen ersichtlichen Nutzen; bei größerer Heftigkeit und rascher Aufeinanderfolge kann es höchst lästig und nachteilig wirken. Der Rückfluß des Blutes zum Herzen wird durch die starke Ausatmung gehemmt, Blutandrang zum Kopf und Kopfschmerzen treten daher auf, das Gesicht rötet sich, die Augen schwellen an, bei Personen mit leicht zerbrechlichen Blutgefäßen können diese bersten, so daß Nasenbluten entsteht; eine starke allgemeine Ermattung kann zum Schluß auftreten. Offenbar ist auf derartige gelegentliche peinliche Folgen der Brauch zurückzuführen, daß man dem Niesenden ein „Prosit!“ oder „Zur Gesundheit!“ zuzurufen pflegt.

Ist somit schon für den Niesenden selbst das Niesen oft wenig ersprießlich, so kann es für seine Umgebung unter Umständen geradezu gefährlich und verhängnisvoll werden. Der Luftstoß beim Niesen fegt nämlich nicht nur grobe Bestandteile nach außen, zugleich schleudert er zahlreiche feinste, unsichtbare, der Oberfläche der Atemwege entstammende Tröpfchen in die Umgebung, die allerhand Krankheitskeime in sich bergen können, die sich auf den Schleimhäuten der Atmungsorgane befanden und meist wohl auch den das Niesen auslösenden Schnupfen hervorrufen. Auf diese Weise gelangen leicht die Erreger des banalen Schnupfens sowohl wie auch die der epidemischen Grippe, des Keuchhustens, der Diphtherie und mancher anderer, ernster ansteckender Krankheiten in die umgebende Luft, in der sie sich einige Zeit schwebend erhalten. Wird eine solche Luft nunmehr von einem empfänglichen Menschen eingeatmet, so kann dieser selbst erkranken. So vermag das Niesen, wie übrigens auch der Husten, mancherlei ansteckende Krankheiten zu verbreiten. Das Vorhalten von Hand oder Taschentuch mindert die Gefahr, ohne sie ganz zu beseitigen. Sie ist jedenfalls als eine so ernste erkannt worden, daß z. B. in Krankenhäusern die Schwestern, zumal solche, die kleine Kinder zu pflegen haben, dazu angehalten werden, bei eigenem Schnupfen während ihres Dienstes einen dichten Gaze Schleier vor Mund und Nase zu tragen.

Einen körperlichen Zustand gibt es, bei dem sich das Niesen als nützlich, ja geradezu heilsam erweist; das ist das krampfartige, ständig sich wiederholende Schlucken, der sog. Schluckauf, der, in einer heftigen Einatmung bestehend, gleichsam ein Gegenstück zum Niesen bildet. Hartnäckiges, sonst schwer unterdrückbares Schlucken schwindet leicht bei Gebrauch eines Niespulvers, wie man schon im Altertum wußte.

Gegen heftige Niesanfälle hilft am ehesten eine Behandlung der Nase, die ja zumeist den Ausgangspunkt bildet. Nicht nur der Schnupfen, also eine Entzündung der Nasenschleimhäute, auch andere krankhafte Zustände des Naseninnern, wie z. B. Polypen oder Schwellungen, können zu häufigem Niesen Anlaß geben. Wo das Niesen einen anderen Ursprung hat, muß man diesen zu ermitteln und die aufgefunden Quelle zu verstopfen suchen.

Mitunter ist es dringend wünschenswert und auch möglich, einen im Anzug befindlichen Niesanfall zu unterdrücken, ihn im Keime zu ersticken. Es gelingt dies durch festes Zuhalten oder starkes Reiben der äußeren Nase, ebenso durch Reiben des harten Gaumens, besonders hinter den Schneidezähnen. Auch wiederholte streichende Bewegungen mit den Fingern beider Hände von den Schläfen nach der Mitte der Stirn zu werden in solcher Lage als wirksam empfohlen.

Fürstliche Wiegen.

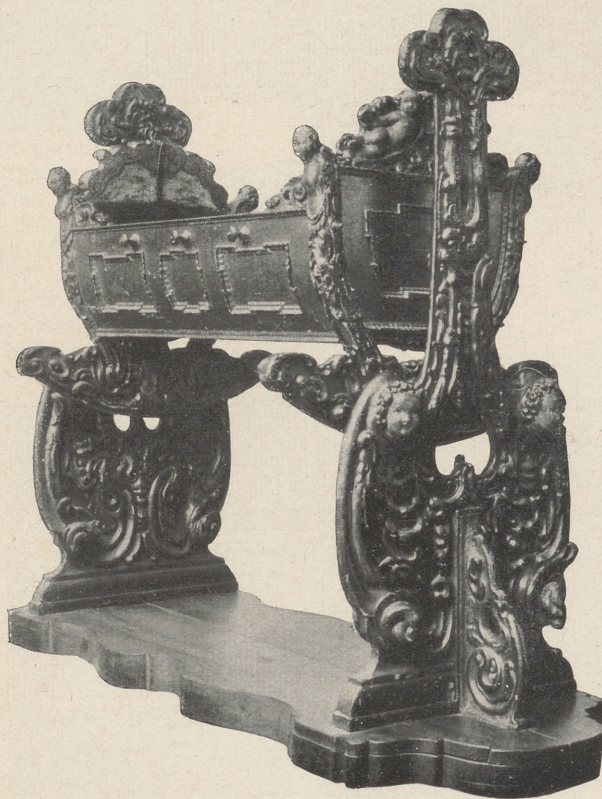
„Was die Wiege schaukelt, wird der Spaten begraben,“ sagten die ernsten gotischen Menschen, ein Gedanke, den Richard Dehmel in dem wundervollen Vers „Pilger wir von Schoß zu Schoß“ ausgedrückt hat. Der Zusammenhang zwischen dem ersten und dem letzten irdischen Heim im Lebensreigen umfaßt den Erdenwandel überhaupt, und die Wiege ist sozusagen ein Teil der Empfangsfeierlichkeiten für den neuen Weltbürger. Deshalb wird auch der Geburtstag noch als „Wiegenfest“ bezeichnet, wenn der Gefeierte auch schon das Gardemaß erreicht hat. Die Wiege gilt als Keimzelle für den Lebenslauf. An ihren Ausmaßen wollen die Niedersachsen erkennen, wie stark das Kind erwachsen würde, für das sie bestimmt war. Millionen Mütter spannen an der Wiege leise summend Zukunftspläne für das Neugeborene; daher stammt die Wendung: Dieses Schicksal ist uns nicht an der Wiege gesungen worden.

Wenn nun schon dem einfachen Mann die Wiege zum Symbol wurde, wieviel mehr den Großen der Welt, bei denen die Geburt eines Kindes, eines Sohnes gar, weiträgendste Bedeutung hatte! Bauerntöchtern wie Fürstinnen wurde die Wiege im Maltschaz mitgegeben; schon in der Wiege wurde dem winzigen Thronfolger die Krone aufgesetzt. Wir wissen, daß Peters des Großen vorgeborener Bruder die verfrühte Last mit dem Leben bezahlte. Die schwere Krone drückte die schwache Hirnschale ein. Wenn aber sich in den Schlössern verhältnismäßig nicht viele alte Wiegen erhalten haben, so liegt das an der pietätvollen und abergläubischen Behandlung der folgenden Geschlechter, die sie entweder benutzten, bis sie der Kumpelkammer verfielen, oder als „unglückbringend“ vernichteten.

Die Wiege der Menschheit aber kannte zunächst keine Wiegen. Die ältesten uns bekannten Rinderschlafstätten waren Rästchen aus „Rohr mit Ton gedichtet“, wie das, in

dem Moses ausgelegt wurde, oder aus Holz, wie die „Rippe“, in die Maria das Jesuskind bettete. Auf den griechischen Vasenbildern sehn wir solche Mulden, zum Hin- und Herschieben eingerichtet. Häufig war auch das schwebende Bettlein, eine Form, die heute noch bei den Naturvölkern in Gebrauch ist; an einem Seil, an dem das Ganze in schaukelnde

Bewegung gesetzt wird, hängt ein geflochtener Korb, ein gerbtes Fell oder ein Rindenstück. Im Balkan findet sich vielfach noch zum Teil das Schwingbettchen. Erst mit der gotischen Holzschnittkunst kamen die Kufen in Gebrauch. Das Wort „Wiege“ selbst stammt aus dem Althochdeutschen „waga“, was eben Kufe bedeutet. Der Oberteil bestand zumeist aus nachgiebigem Korbgeflecht, daher auch die englische Bezeichnung „cradole“, heute „cradle“. Die lateinische Benennung „cunabula“, die sich in dem Begriff Infunabeln oder Wiegendrucke für die frühesten Werke der Buchstabenkunst erhalten hat, ist im Italienischen zu „culla“ geworden. Ich nehme an, daß unser volkstümlicher Ausdruck „Kullern“ für Hin- und Herrollen damit zusammenhängt. Das französische Wort „berceau“ (englisch in „berth“, Kufe, zu finden), hat wiederum mit Geflecht zu tun (bercail, Tierpferch im geflochtenen Zaun). Ganz abweichend ist dagegen der mittel- und niederdeutsche Ausdruck „Loke“. Er stammt von



Wiege Karls XII. im Nordischen Museum zu Stockholm, 17. Jahrh.



Wiege aus dem 17. Jahrh. aus Schloß Ambras in Tirol.



Wiege aus der italienischen Renaissance im Berliner Schloß-Museum.

dem gleichen Wort, das unserem Schütteln entspricht und auf die vorerwähnte Art des Aufhängens und Seilziehens hinweist.

Eine der ältesten uns erhaltenen Wiegen steht in England. Sie stammt aus dem 14. Jahrhundert; Heinrich V. hat in ihr gelegen. Sie besteht in einem einfachen Kasten, aus einem Baumstamm geschnitten, mit seitlichen Schlitzen für die Widelbänder. Die aufrechten Pfosten zeigen eine schlichte Schnitzerei im englisch-gotischen Stil. In unserem Berliner Schloß-Museum befindet sich eine auffallend kleine Holzwiege mit Kerbschnittverzierung auf Kufen, die etwa aus der Zeit um 1500 stammen soll. Entweder ist also die Kufenwiege zwischen 1400 und 1500 erfunden worden, oder man gebrauchte, wie heute noch, Pfosten- und Kufenwiege nebeneinander.

Natürlich folgten auch die Kindermöbel stets dem Zeitgeschmack. Der kleine Bürger ließ sie sich



Wiege Maria Theresias, zur Zeit im Österreichischen Museum für Kunst und Industrie, Wien.

schlecht und recht stillos zusammenhauen, der Reiche sie oft mehr auszieren, als praktisch und gut war. Das 17. und 18. Jahrhundert schwelgten in solchem Übermaß ausladender Schnitzerei, daß man nicht mehr glaubt, vor Gebrauchsmöbeln zu stehen, wenn man beispielsweise die Wiege aus Schloß Ambras betrachtet. Die Wärterinnen müssen in steter Angst geschwebt haben, mit den üblichen weiten Ärmeln hängen zu bleiben oder die Kleinen zu verletzen.

Aus der gleichen Epoche stammt eine herrlich geschnitzte Wiege im Nordischen Museum zu Stockholm. Alle schwedischen Prinzen von 1600 bis 1800 haben darin ihre ersten Träume geträumt, doch wird sie nach Karl XII. benannt, dem jungen Heldenkönig, der vor Friedrichshall gegen Norwegen fiel. Im Museum befindet sich noch eine elegantere Wiege aus dem 18. Jahrhundert. Sie barg einmal Gustav IV. Adolph, den letzten Selbstherrscher Schwedens und erbittertsten Feind Napoleons I. Sie ist jedoch eine Leihgabe aus dem Königshaus und darf nicht porträtiert werden.

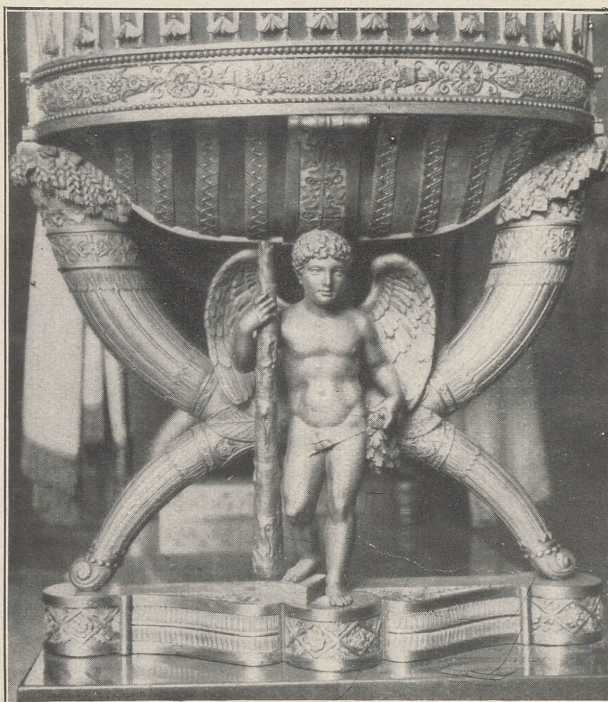
Als dann Napoleon die Weltkarte neu zeichnete, übertrug er auch den von ihm bevorzugten neoklassischen Stil, den wir heute Empire nennen, auf das übrige Europa. Die noch in seinem Geburtshause in Ajaccio erhaltenen Möbel stammen fast durchweg aus der Übergangszeit der Régence. Eine Wiege befindet sich nicht darunter, wohl aber das bescheidene und unbequeme Sofa, auf dem er, ungeduldig wie stets, bei der Rückkehr seiner Mutter vom Kirchgang voreilig zur Welt kam. Wenn man dieses dürftige Möbel, dem im Top wohl das Kinderbettchen entsprochen haben dürfte, den Wiegen gegenübergestellt denkt, die er seinem Söhnchen schaffen ließ, so erhält man eine Geschichtslektion. In Fontainebleau steht eine feste Wiege auf Kreuzbeinen, eine andere hat Lyren an Kopf und Fußende. Geradezu fabelhaft aber ist die Prunkwiege, die nach Entwürfen Prud'hons von Odiot und Thomire ausgeführt wurde. Mit aller Vaterreife hat Napoleon freilich nicht die Krone über dem Haupt seines Sohnes festhalten können; die Siegesgöttin ist fortgerauscht und der papageiartige Vogel am Fußende hat keinen Entel mehr zum ersten Kinderlachen gereizt.

Die Wiege stand bisher in der Wiener Schatzkammer, deren Möbel jedoch zumeist im Österreichischen Kunst- und

Industriemuseum Aufstellung gefunden haben. Dort betreut man auch die Wiege der Maria Theresia, eine besonders gelungene Leistung einheimischen Kunstgewerbes. Wahrscheinlich konnte man sie aus den stabilen Pfosten heben und auf den Rufen schaukeln.

Man vergleiche damit die rührend bescheidene Bettstatt des armen Preußenprinzen, des erstgeborenen Sohnes Friedrich Wilhelms I., der zu Friedrich dem Großen erwuchs. Sie befindet sich im Hohenzollernmuseum und sieht beinahe aus wie eine Jardinière. Die sonderbaren Zapfen in den Ecken trugen den kleinen Baldachin. Eine Generation später hatte schon ein bescheidener Luxus Platz gegriffen. Die Wiege, in die Königin Luise ihre Knaben legte, auf der Schwelle zwischen Empire und Biedermeier entstanden und ein Geschenk der Königsberger Damen, ist von entzückender Grazie und ganz geeignet, im Wohngemach neben dem Lieblingsplatz der königlichen Mutter zu stehen.

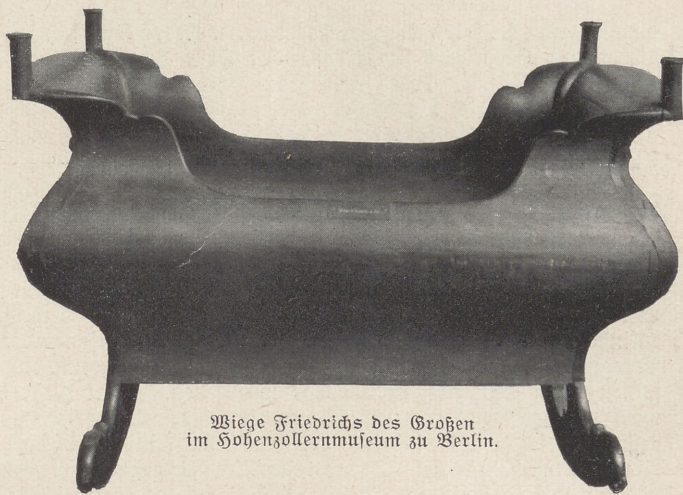
Wie die ehemaligen Prunkbetten heute nur noch verstaubt als Schauobjekte gezeigt werden, während die Schloßherrschaft in biederem Messinggestell auf reinlichen Sprungfedern sich wiegen kann, so hat auch das weißlackierte hygienische Kinderbettchen auf seinen runden Rollen, hat der gummiräderne „Schlafwagen“ oder das zierliche Schlafförbchen auf vier Rohrbeinen die alte Wiegenkunst verdrängt. Die leichten Gitter bieten keine Gelegenheit mehr, weiße oder mystische Sprüche anzubringen, etwa wie auf der Wiege im Weinberger Schloß, im Geister-



Detail von der Wiege des Königs von Rom.
(Schatzkammer, Wien.)



Die Wiege des Königs von Rom.
Nach Prud'hons Entwurf ausgeführt von Odiot und Thomire.
(Schatzkammer, Wien.)



Wiege Friedrichs des Großen
im Hohenzollernmuseum zu Berlin.

zimmer des nach Überfönnlichem suchenden alten Justinus Kerner, wo der kleine Schlöfer „Gott und seinen Engeln empfohlen“ wurde, und man würde fürchten, nächtlichen Alldruck hervorzubringen, stellte man gar geschnitzte Heilige zu Häupten des Ruhenden auf.

Man singt auch nicht mehr an der Wiege. Die köstlichen Wiegenlieder unserer großen Meister von Mozart bis Strauß erklingen nur noch im Konzertsaal, der eigentümliche Rhythmus, das Kruntumtum-Kruntumtum der wippenden Rufen ist verstummt vor der neuen kalten Sachlichkeit der vier Patentfüße. An die Stelle der Sprüche setzt man die Gewichtstabelle: Zahlen statt Verse.

Aus dem lullenden Schwung küßeln die Psychoanalytiker sexuelle Unzuträglichkeiten heraus, aus dem zierlichen Baldachin einen unhygienischen Staubfänger. Peinlichste Sauberkeit ist Schönheit und Luxus zugleich, und zwar für das Fürstentind, oder sagen wir lieber: das Millionärchen wie für gewöhnliche Säuglinge. Mag sein, daß in der Fünften Avenue Newyorks, deren Bewohner Europas historische Überbleibsel mit Gold aufwiegen, während sie für das lebendige deutsche Kunstgewerbe nur gedrückte Preise kennen, noch in mancher Nürsery ein geschnitzter Schragen auf Gummirädern wackelt, dessen graviertes Schildchen seine Herkunft aus einem der Königsschlösser der Alten Welt gewährt: das amerikanische Baby wird höchstens gelegentlich eines Besuchs-



Innendeckel des sogen. Kroppenstädter
Wiegenpotals, Arbeit aus dem 16. Jahrh.

empfangs hineingelegt werden. Seine wirkliche Lagerstätte ist das getypte Gitterbettchen von jedermann.

Das gibt zu denken. Es ist eine andere Form des Bibelworts von der nackten Herkunft jeden Erdenbürgers, wie sie in der weihnachtlichen Krippe des „Königs der Könige“ gemeint ist, und wie sie sich in der Gleichheitsform der letzten irdischen Behausung spiegelt. Ist nach alter Volksrede doch nur ein kurzer Weg von der Wiege bis zum Grabe. Die Überhöhung der Könige verlangte, daß nicht nur ihr Leben sich in großartigeren Formen abspielte, sondern auch Geburt und Tod grandios gefaßt erschienen.

Die Reihe der prunkvollen Fürstenwiegen ist ab-



Wiege der jüngeren Kinder der Königin Luise
im Hohenzollernmuseum zu Berlin.

geschlossen, und nicht nur in Deutschland! — Während des Krieges trat der Gedanke an das kommende Geschlecht gegenüber den Sorgen um die in der Blüte stehende Generation zurück. Glücklicherweise aber wurde das Gleichgewicht bald wiederhergestellt und die volle Tätigkeit auf dem Gebiet des Säuglingsschutzes überall in vollem Umfang wieder aufgenommen im Gedanken, daß der Menschenverlust des Vaterlandes nur dadurch einigermaßen ausgeglichen werden kann, daß jedes neue Leben sorgsam gehegt und gepflegt wird. Martha von Zobeltitz.

Das Tor in den Sommer. Von Else Luz.

Zehn Jahre lang hatte der alte Herr von Wendland dem Doktor Broyer gesagt, daß dessen Tochter Carla die einzige richtige Frau für ihn sei. Der „alte“ Herr von Wendland wurde zur Unterscheidung von seinem Sohne so genannt und wurde vierundvierzig, als Carla das Abiturium machte. Da sie dann die Universität Bonn bezog, knurrte Doktor Broyer nur behaglich und mischte die Staffarten: „Du sollst reizen, Wendland.“

Carla wußte von alledem nichts. Als sie in die Heimat zurückkam, war sie eine erwachsene, selbstsichere Dame, Dr. med. et vet. und hatte den Kopf voller Pläne für sanitäre Neuerungen im Dorfe.

Herr von Wendland machte seine zuversichtliche Ankündigung nicht wahr; die Jahre vergingen, das Gut blieb ohne Herrin, Carla wurde vom Assistenten ihres Vaters bald der eigentliche Arzt der Ortschaft und versorgte nebenbei auch die Apotheke. Heiter und unermüdet tätig lebte sie ihrem Pfllichtenkreis und schien zu vergessen, daß sie ein schönes, blühendes Mädchen war.

Noch immer pries der Gutsherr beim Männerstat dem Doktor die Vorzüge seiner Tochter, noch immer antwortete Broyer gleichmütig: „Mag sein.“ Er machte sich gar keine Gedanken über Carlas Zukunft, fand sie durch ihren Beruf vollkommen versorgt und ausgefüllt. Freilich, früher . . . Es hatte eine Zeit gegeben, gleich nach ihrer Einsegnung, da

dachte er, da glaubte er zu bemerken . . . Georg Wendland kam auf Besuch nach Hause, hatte sein Volontärjahr auf einem der pommerischen Herrensitze abgedient und wollte auf die landwirtschaftliche Hochschule. Carla war ja noch vollkommen Kind, ein schmales, braunes Ding mit nachdenklichen Augen und einer herben Scheu, die sie von ihren Altersgenossinnen absonderte. Aber Georg schien nur sie zu bemerken, er schien zu wissen, was er wollte und war fast täglicher Gast im Doktorhause. Niemand wehrte ihm, — niemand fragte. Bei seiner und Carlas Jugend eine vorzeitige Erklärung zu fordern, wäre lächerlich gewesen; man wußte, wer er war; man vertraute ihm und schwieg.

Auch Carla schwieg. Vielleicht weil es nichts zu berichten gab, vielleicht, weil ihr Jungfernselchen sein Erwachen schamvoll belauschte, vielleicht, weil das Glück so unsatzbar schmerzte und weil auch alles gleich zu Ende war, was kaum begonnen hatte.

Damals lebte Carlas Mutter noch. Unheilbar krank, als Gelähmte an den Rollstuhl gefesselt, sah sie tiefer und klarer als der Vater in das Herz ihres Kindes. Sie fühlte, daß ihr kleines Mädchen seinen Schicksalsweg ging, — sie litt mit ihm, sie erlebte die herbe Wandlung mit, — sie sah den rettenden Entschluß: Arbeit, Studium, Lebensaufgabe. Jeden Abend nahm sie das braune Köpfchen in ihren Arm, lächelte tröstlich über den glatten Kinderscheitel

hin, streichelte ihn mit zitternder Hand, gab alles an Güte und Wärme, aber sie fragte nicht. Und Carla war ihr dankbar dafür, sie hätte doch nichts zu erzählen vermocht, nicht, wer Georg war, nicht, was er ihr bedeutete. Ihr junges Herz hatte sich ihm ergeben, mit schweigender Zuversicht sah sie in eine ferne Zukunft voll glücklicher Wunder.

Am Abend vor seiner Abreise saßen sie lange oberhalb der Ortschaft und hielten sich bei den Händen. Das altgewohnte Bild der Häuser mit den rauchenden Schornsteinen lag heimatlich vor ihren Blicken; weiße Abendnebel hoben sich aus den Wiesen, die mäzlig zu grünen begannen. Georg legte seinen Arm um den schmalen, bräunlichen Hals des Mädchens. „Schön ist es hier,“ sagte er und umschloß damit die Zweifamkeit, die Abendstimmung und das Land.

„Ja,“ antwortete Carla, „ich weiß das schon lange. Hier ist ja auch das Tor in den Frühling.“

„Das Tor . . .?“

„Ja, dort die Birken . . . siehst du es nicht? Sie wölben sich wie ein Tor. Wenn sie Räkchen haben, gehe ich drunter durch. Und dann ist Frühling.“

„Kleine Carla,“ sagte Georg zärtlich. Seine neunzehn Jahre empfanden mit Rührung den Abstand von der zarten Wesenswelt dieses wunderlichen Kindes, dem man nie näher kam. Er zog sie an sich, ohne daß sie ihm wehrte, und zum Abschied oder nur, weil es ihm in die Stimmung zu passen schien, gab er ihr einen Kuß.

Niemals später kam ihm der Gedanke, das Mädchen könne diesen Kuß für ein Gelöbniß genommen haben. Er vergaß ihn bald, vergaß ein wenig die Heimat, der er lange fern blieb und vergaß Carla Broyer.

Die Jahre liefen dahin und kamen nicht zurück. Carla hatte gewartet und gehofft, sie hatte endlich begriffen und war durch Schmerzen gegangen, bis sie sich der Arbeit verschrieb, die sie erlöste. Aber sie vergaß nicht.

In der gleichen Nacht, die Doktor Broyer von der Erde abrief, wütete das große Feuer auf dem Gutshof. Carla war kaum vom Sterbepett des Vaters aufgestanden, als man sie an der Brandstätte verlangte: ein einstürzendes Stalldach hatte Opfer gefordert. Bis zum Morgen gab es schwere, traurige Arbeit, da die Hilfsmittel nicht modern und vollständig genug waren. Aufgeregte Menschen, Schmerzensschreie, brüllendes Vieh, der beizende Geruch schwelenden Holzes, Äther und Jodoform schufen eine Atmosphäre, in der Carla, halb bewußtlos, aber sachlich und sicher, ihre Pflicht tat. Sie nähte und legte Notverbände an, linderte schwere Verletzungen mit Morphiumspritzen und beorderte Herrn von Wendland zur Stadt, den dortigen Chirurgen zu holen.

„Kind, geben Sie mir doch den Trost mit auf den Weg: bringen wir Georg durch?“

„Aber gewiß! Nur fahren Sie, die Zeit ist kostbar!“ Erst als sie das Räderrollen entfernt verhallen hörte, fühlte sie grenzenlose Abspannung bis in die Fingerspitzen. Vor diesem Abbau ihrer überlasteten Nerven schien alles im ungewissen zu verschwimmen . . . die stille, ergebene Trauer um den toten Vater, das Mitleid mit den Verunglückten und die eigene Zukunft. Nur eins begriff sie klar: Georg Wendland war gefährlich verletzt, — wer konnte sagen, ob er die schwere Brandwunde ohne weiteres überstand? Der zerstörte Hautteil mußte ersetzt werden; sie brauchte das Konfil mit dem Chirurgen nicht, um zu wissen, daß eine Transplantation unerläßlich war. Und nun irrten ihre gehezten Gedanken im Kreise. Wer würde seine gesunde Haut für ihn geben, sich in Schmerzen stürzen für ihn? „Ich,“ dachte sie rasch, „ich, wer sonst . . .?“

Der Kranke lag bewußtlos und stöhnend. Carla starrte lange in die jetzt schmerzperhangenen Züge. Sie schloß die Augen, denn etwas lange Begrabenes wollte sie überfluten. Sie hatte nicht die Kraft mehr, sich hier als Arzt zu fühlen. Das alte Leid, das alte dumme Herz quälte sie. Unbewußt nahm sie die starke, brennende Männerhand zwischen ihre beiden Hände. Und nun wurden ihre Gedanken Worte: „Ich . . . nur ich . . . niemand sonst . . .!“

Georg Wendland war schon lange wieder auf dem Posten, die neuen Wirtschaftsgebäude stiegen aus dem Fundament, die Arbeit ging ihren gewohnten Gang, — nur Carla Broyer lag immer noch in der Klinik. Die Hautübertragung, — so glatt sie beiderseits verlaufen schien, — hatte bei ihr einen bestürzenden Kräfteverfall nach sich gezogen, den weder der

Chirurg noch sie selbst voraussehen konnte. Jeden Tag fuhren Vater und Sohn zur Stadt, der alte Herr von Wendland täglich ergriffener, Georg täglich verschlossener. Er mißbilligte nachträglich die Maßnahme, die sein Leben gerettet und sprach es auch aus, wie ihn das Bewußtsein drückte, von Carla ein so unerhörtes Opfer angenommen zu haben. —

Und endlich kam dann doch der Tag, der Doktor Carla Broyer zurückbrachte. Das Dorf hatte nach fieberhaftem Großreinemachen die Häuser mit Grün, Blumen und Fähnchen geschmückt, das Doktorhaus war neu gestrichen, die Schulkinder übten noch einmal den dreistimmigen Chor und Herr von Wendland steuerte mutig den funkelnagelneuen Sechszylinder auf die Landstraße hinaus. Er war in besonderer Erregung, denn endlich hatte er sich dazu durchgerungen, seinen alten Entschluß in die Tat umzusetzen. Zehn Jahre waren vergangen, seit er seinem Freunde Doktor zum ersten Male gesagt: „Deine Carla ist die einzig richtige Frau für mich.“ — Zehn Jahre lang hatte er zugeesehen, wie das liebe Mädel einsam blieb. Vielleicht hegte er uneingestanden die Hoffnung, daß ein Jüngerer ihm den Schritt abnehmen würde, daß Carla von Wendland einmal seine Tochter sein könne . . . Aber Georg zeigt durch sein Leben die Jahre hindurch deutlich, wie sehr er seine Unabhängigkeit liebte und stand jetzt im Begriffe, sich anderweit nach seinem Geschmack zu binden. „Zurück fährst du aber, Junge!“ — „Wie du willst, Vater.“ — „Und übereile dich nicht so, ich . . . wir haben Zeit . . . und Carla soll nicht angestrengt werden.“

Als Carla zwischen Vater und Sohn zum Wagen schritt, ergriff die Blässe ihres spitz gewordenen Gesichtes selbst den sehr abgehärteten Chirurgen, der die kleine Kollegin immer geachtet und jetzt als Patientin lieb gewonnen hatte. Er betrachtete sachlich den riesigen Nellenstrauß in ihrem Arm, verabschiedete sich und dachte: „Na, nun ist sie versorgt. Ein Blinder sieht, daß sie sich aus Liebe geopfert hat.“

Nein, Carla ließ die Blumen nicht von sich, — sie war gar nicht mehr selbstsicher, energisch und zielbewußt, sondern schwach und hilflos. Was die Krankheit nicht vermocht hatte, das bewirkte diese Stunde der Heimfahrt, — sie weinte. Unter den Blumen knitterte der vielfach gefaltete Karton, der auf der einen Seite den Namen von Wendland trug und auf der anderen den Satz: „Bevor wir Sie abholen, liebste Carla, darf ich Sie wohl darauf vorbereiten, daß Sie nun für immer zu uns gehören?“ Ach, die Tränen taten ihr wohl, niemand sah sie, denn Georg saß vor ihr am Steuer, die Augen auf die Straße gerichtet, und der alte Herr von Wendland hatte ihre Hand gefaßt und streichelte sie väterlich. Sie war ihm so dankbar für seine Worte, denn gar nichts vertrug sie mehr seit den Ereignissen der Brandnacht, nicht einmal Freude, wenn sie stark war. Und wenn Georg sie unvorbereitet gefragt hätte, — ach, sie war trotz ihrer Jahre, trotz Doktordiplom und Praxis nur ein kleines Häufchen Elend.

Herr von Wendland hatte sich alles nach Sitte und Ordnung zurechtgelegt und wünschte sich vorwärts, über die nächste Stunde schon hinweg. Wenn man nur erst zu Hause in seiner gewohnten Umgebung wäre! Warum aber Georg so langsam fuhr, auf diese Weise nahm der Weg ja nie ein Ende! Ihm war weiß Gott sehr unbehaglich zumute. Aber was half es, Carla weinte neben ihm, — einmal mußte es ja doch sein, und vielleicht verbesserte es die Situation, wenn er leise und beherrscht fragte: „Du willst ein?“

Er wußte später nie mehr, — hatte er gefragt? Hatte er geschwiegen? Carla nahm nur seine Hand dankbar an die Wangen und sagte: „Ach, lieber Onkel Wendland . . .“ Onkel . . .?

In diesem Augenblick hielt der Wagen und Georg wandte sich um. „Wir wollen Carla den lauten Empfang im Dorfe ersparen, denk' ich. Nicht wahr, Carla? Ich gehe mit dir über die Wiesen.“ Er half ihr, die sofort gehorchte, beim Aussteigen, nahm ihr die Blumen ab, legte sie seinem Vater auf die Knie und beugte sich über den Fassungslosen. „Nun kann ich dir leider nicht mehr helfen, Vater, dein Auto muß du selbst nach Hause bringen, tot oder lebendig,“ flüsterte er lächelnd. „Den Wagen mein' ich!“ rief er noch zurück, nahm Carlas Arm und ging davon.

Dieser Weg über die Wiesen war wie eine Brücke zu jener fernen Abendstunde, die Carla Broyers Leben entschied. Die Schwäche war überwunden, die Tränen versiegten, ihr Herz schlug ruhig, nun sie an der Seite des liebsten Menschen schritt und das Leben herrlich und stark vor ihr lag. Alles war gut gewesen, das Leid, die Jahre des Wartens, die ge-

liebe Arbeit, — alles verklärte sich in der Erlöslichkeit des Augenblickes. Nun noch zehn Schritte, noch sechs, noch zwei, dann kam die liebe Birkengruppe, das „Tor in den Frühling“, wie sie es immer genannt hatte. Aber jetzt entfuhr ihr ein Schrei, und „Georg, oh,“ rief sie, „was ist denn das?“ Die Birken waren kunstgerecht verschnitten, klar wie nie hob sich die Blätterbrücke gegen den Himmel ab. Und unter ihr flammte ein zweiter, niedrigerer Bogen, rot, rosa, weiß: Rosen, Rosen . . . Kletterrosen in dicken Büscheln, Heckenrosen mit zarten Knospen und Frauendorn in allen Farben.

„Das habe ich für dich gemacht, kleine Carla,“ sagte Georg und legte den Arm um ihren Hals wie in jener Abendstunde. „Alles, was ich sagen müßte, — erklären, danken, fragen, — erlaß es uns. Nur eins möchte ich wissen: du bist doch nicht meinerwegen einsam geblieben?“

Carla fühlte, wie ihr das Blut ins Gesicht flutete; sie vermochte nichts zu entgegnen und sah den Trager lange an. „Wunderliches Mädel,“ sprach er, „bringst mich ja ganz aus der Fassung mit deinen Kinderaugen von damals. Und du willst es also mit mir versuchen? Sag' gleich ja. Sonst reut es dich wieder. Denn ich bin nicht leicht zu ertragen, Carla.“

„Für mich wirst du's immer sein, nur du unter allen Menschen.“

„Meinst du? Kleines Doktorfräulein, was weißt du von den Männern!“

„Ich will nur von einem wissen: von meinem Manne.“

Da zog er sie an sich und küßte sie lange. Carla fühlte: alles oder nichts! Nur so kann man glücklich sein, — Erfaß gibt es nicht! Sie sah auf die bunte Pracht des Rosenwunders. „Dafür muß ich dir danken . . . ach, laß mich doch . . . diese schönste Überraschung . . . daß du dir dies ausdenken konntest. Für mich . . . Weißt du auch, wie ich das nennen werde?“

„Ja, ich weiß es! Ich bin unter die Lyriker gegangen, Carla, denn alles habe ich hier mit deinen Augen wachsen und werden sehen. Das ‚Tor in den Frühling‘, — nie vergaß ich dein Wort. Und als ich dann begreifen mußte, daß ich es war, der es dir verschüttet hat, das Tor in deinen Lebensfrühling, da nahm ich Zuflucht zu den Rosen. Der ganze Sommer liegt noch vor uns, Liebste. Ist er nicht schön? Gib mir die Hand. Ich öffne es dir und führe dich hindurch: durch das prangende Tor in den Sommer!“



Es gibt ein Ich, tief, tief voll Leid,
Wenn noch so stolz bezwungen,

Das Ich der herben Einsamkeit,
Wo einlt ein Wir erklingen. f. s.

Häkel- und Strickkleidung für unsere Kinder.

Die handgefertigte Kleidung aus bunter Wolle wird wohl niemals wieder ganz aus dem Garderobenbestand unserer Kinder verschwinden; als allzu praktisch und unverwundlich hat sie sich erwiesen. Fleißige Großmutter- und Tantenhände arbeiten zum Weihnachtsfest warme Jumper, Jacken und Mützen, ja ganze Rodelgarnituren.

Wenn auch der Bub' selbst den neuen Baukasten oder den „Roller“ jeglichem vom Weihnachtsmann gespendeten Kleidungsstück vorziehen wird, so freut sich seine Mutti doch doppelt der hochwillkommenen Gabe.

Wir bringen unseren Leserinnen heute eine Auswahl gestrickter und gehäkelter



Abb. 1. Gestrickter Anzug mit Mütze für 2- bis 3-jährige Buben. Aus Band 135 „Wolle von A bis Z“. (Verlag Otto Beyer, Leipzig.)



Abb. 2. Gehäkeltes Lumberjackett für Knaben oder Mädchen im Alter von 8 Jahren. Entwurf: Frau J. Noelte, Berlin W, Spegerer Straße 23 (Schnittüberzicht erhältlich). Aufnahme: E. Fraut, Berlin.

Rinderkleidung für die verschiedensten Lebensalter; die Abbildungen zeigen Knaben, die Stücke sind aber auch von kleinen Mädchen tragbar. Da ist als erstes der hübsche Sportanzug, der natürlich auch in der Stadt zum Spaziergehen an strengen Wintertagen gute Dienste leistet. Gebraucht wurde für das Alter von 2 bis 3 Jahren für den Pullover: 80 g weiße, 80 g grüne, 40 g sandfarbene, für das Gamashöhchen: 180 g grüne, für die Mütze: 70 g grüne, 15 g weiße und 5 g sandfarbene zweifach gedrehte Wolle.

Der Pullover wird in Runden gestrickt mit Nadeln von 10 mm Umfang. Man beginnt am unteren Rand und schlägt mit doppeltem Faden 132 Maschen grün an. Es folgen 16 Runden grün wechselnd zweimal rechts, zweimal links. Dann beginnt der gestreifte Teil, der ganz rechts gestrickt wird. 1. bis 3. Rd.: Je ein Faden weiß, grün und sandfarben. 4. bis 6. Rd.: Je ein Faden weiß und sandfarben. * 7. Rd.: 2 Fäden weiß. 8. Rd.: 2 Fäden grün. 9. Rd.: 2 Fäden weiß. 10. bis 12. Rd.: Je ein Faden weiß und grün. 13. bis 15. Rd.: Je ein Faden weiß, grün und sandfarben. 16. bis 18. Rd.: Je ein Faden weiß und sandfarben. * Bon * zu * noch viermal wiederholen. Dann teilt man die Arbeit für Vorder- und Rückenteil und strickt nun in Runden weiter mit Rechtsmasche oben auf. Rücken über 66 M. arbeiten. Das Streifenmuster von * zu * dreimal wiederholen, abketten. Über 33 M. den linken Vorderteil arbeiten. Man strickt das Streifenmuster von * zu * dreimal und nimmt dabei nach dem Halsanschnitt zu neunmal in jeder folgenden 3. Rd. ab, indem man 2 M. zusammenstrickt, die letzten 9 Rd. ohne Abnehmen über 24 M. Der rechte Vorderteil wird dem linken ent-

gegengeseht gearbeitet. Die Ärmel werden gleich angestrichen. Man nimmt rings um das Armloch (da, wo die Naht läuft, beginnend) in gleichmäßigen Abständen 44 M. auf und strickt in Runden die Streifenmusterung wie beim Pullover, erst 1. bis 6. Rd., dann 7. bis 18. Rd. fünfmal, zum Schluß noch 1 Rd. weiß mit zwei Fäden. Abgenommen wird durch Zusammenstricken der 2. und 3. und der drittlehten und vorletzten Masche, und zwar das erste mal in der 15. und noch dreimal in jeder folgenden 12. Rd. Die Manschette wird über 36 M. grün mit doppeltem Faden gestrickt, wechselnd 2 M. r., 2 M. l., 20 Rd. hoch. Für grünen Ausschnittstreifen 11 M. aufschlagen. Man strickt mit einfachem Faden hin- und hergehend stets r. M. obenauf, bis der Streifen 52 cm lang ist. Er wird rings um den Halsausschnitt, vorn zu einer Spitze auslaufend, genäht. — Das grüne Gamaschenhäuschen am oberen Rand mit 180 M. beginnen. Man strickt mit doppeltem Faden in Runden auf Nadeln von 15 mm Umfang — die gleiche Nadelstärke für Mäggchen und Schal verwenden — wechselnd 1 M. r., 1 M. l. Nach 4 Runden werden Löcher eingestrickt. Dafür strickt man: 1 M. r. * einmal umschlagen, 2 M. r. zusammenstricken, die folgenden 6 M. abstricken. Vom * fortlaufend wiederholen, nach den letzten zusammengestrickten Maschen noch 5 M. stricken. Bei der nun folgenden Runde werden die Umschläge links abgestrickt, darauf 30 Rd. In der 31. Rd. beginnt das Zunehmen zur Erhaltung der hinteren Weite. Man strickt dafür in dieser Runde aus der 80. und 81. M. je 2 M. Das Zunehmen wird noch sechsmal in jeder folgenden 5. Rd. wiederholt. Man strickt das erste mal aus der 81. und 82., das zweite mal aus der 82. und 83., das dritte mal aus der 83. und 84. M. je 2 M. usw., so daß nach dem letzten Zunehmen 174 M. in der Runde sind. Nach den folgenden 10 Rd. teilt man die Arbeit zur Bildung der Beinlinge. Für den Schritt macht man die ersten 3 M. ab und schließt die folgenden 84 M. für den linken Beinling zur Runde. In der 4. Rd. beginnt das Abnehmen an der inneren Beinlingsnaht, und zwar werden hierfür in dieser achtmal in jeder folgenden 4. Rd. und noch neunmal in jeder folgenden 3. Rd. die 2. und 3. M. der linken Nadel und die drittlehte und vorletzte Masche der letzten Nadel zusammengestrickt. Nach dem achtzehntenmal Abnehmen folgen noch 16 Rd. In der folgenden Runde die Arbeit für das Fußblatt teilen. Die ersten 23 M. abstricken, die nächsten 25 M. abketten und über die 24 M. in hin- und hergehenden R. noch 16 R. für das Fußblatt stricken, dabei am Anfang und Ende jeder 2. R. je 2 M. zusammenstricken. Die letzten 8 M. werden abgekettet, dann 3 M. für den Schritt abmachen, und zwar entgegengesetzt zu den ersten 3 M., über die restlichen 84 M. den zweiten Beinling arbeiten. — Die Ärmel beginnt am oberen Rand mit 100 M. Man strickt in Runden stets wechselnd 1 M. r., 1 M. l. Nach 63 Rd. grün mit doppeltem Faden beginnt der 1. bunte Streifen aus: * 3 Rd. mit je einem Faden weiß und sandfarben, 1 Rd. weiß mit zwei Fäden, 1 Rd. grün mit zwei Fäden, 1 Rd. weiß mit zwei Fäden, 3 Rd. mit je einem Faden weiß und grün. * Dann folgen 13 Rd. grün mit doppeltem Faden, darauf der zweite Streifen vom * zum * wiederholen und 7 Rd. grün mit doppeltem Faden. Durch die 20 Runden zieht man einen Faden, der die Weite einfaßt. Die ersten 19 Runden bilden einen hochstehenden Abschluß.

Die gehäkelte Weste (Abbildung 2) ist aus 300 g gefärbter Schottlandwolle und 100 g. einfarbiger Wolle für Streifen und Aufschläge in einer Größe für 8 Jahre ge-

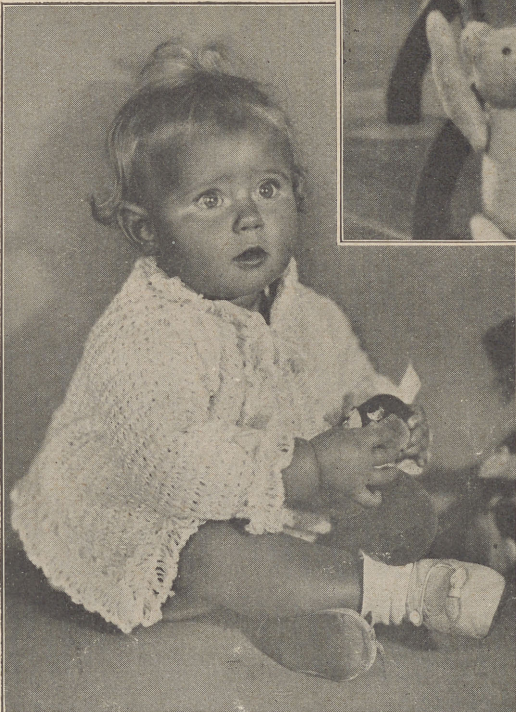
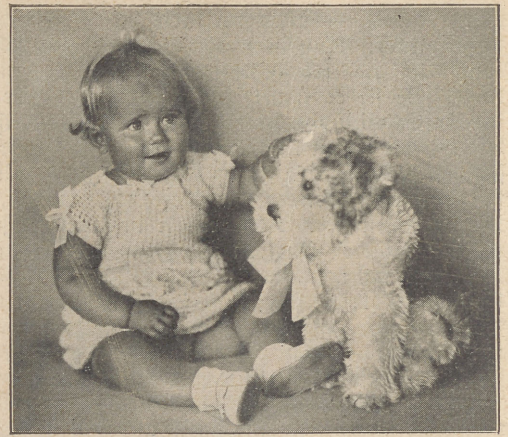


Abb. 3. Gehäkeltes Täschchen zu dem rechts oben abgebildeten Kleidchen passend. Entwurf: Paula Hoffmann, Berlin-Bechendorf. Aufnahme: Cläre Sönderhoff, Berlin.



Abb. 4. Mädchenkleid aus hübsch gemustertem Wirkstoff. (Bestickter Gitterlaufsch.) Aufnahme: E. Sandau, Berlin.

abgemacht.) Die 2. Reihe wird aus Seide im tunesischen Stich gearbeitet, indem man wieder am Anfang der Reihe beginnt und mit dem Wollfaden, den man hat hängen lassen, zurück abkettet, so daß also immer nur nach einer Seite gearbeitet wird, wobei man den Seidenfaden jedesmal abreißt. 3. Reihe: Sternstich aus Wolle usw. 24 Reihen. Vorder- und Hinterbahn werden sie zusammengeknäht. Die halbe Rockweite beträgt 38 cm. Das Leibchen wird dem Rock in einer Taillenweite von 58 cm angehäfelt: 1 f. M., 1 f. M., abwechselnd, ringsherum, bis zu einer Höhe von 12 cm. Nun schlägt man rechts und links für die Ärmelöcher einen Luftmaschenring von 39 f. M. (für 26 f. M.) an und häfelt weiter, über Vorder- und Rückenteil und die beiden Luftmaschenringe ringsherum gehend, wobei auf der rechten und linken Seite in jeder Reihe eine Masche abgenommen wird, bis die Länge des Leibchens von 22 cm erreicht ist. Um die Ärmelöcher werden 3 cm in 1 f. M., 1 f. M. und dann drei Reihen feste Maschen, eine Reihe, bestehend aus 1 Stäbchen, 2 f. M. usw. und wieder 3 Reihen f. M. gehäfelt. Die gleiche Bordüre arbeitet man um den Halsausschnitt. Die Stäbchenreihen dienen zum Durchzug eines Seidenbändchens. Um den Ansatz des Leibchens wird eine Rüsche genäht: man häfelt eine Luftmaschenkette und zieht durch jede Luftmasche 2 cm lange Maschen aus Wolle, die man mit Häfelseide abkettet, wobei man zwischen jede Masche 2 f. M. häfelt. Auf der Luftmaschenkette zurückgehend, die 2. Reihe. Das Täschchen in der Stichtart wie der Rock gehäfelt. Vorderteil: Umschlag von 50 f. M., darauf 24 Muster Sternstich. Für den Halsausschnitt wird bis zu 25 Mustern zugenommen. Man häfelt 13 Reihen. Das Rückenteil wird in der rückwärtigen Mitte auf einem Umschlag von 52 f. M. = 25 Mustern Sternstich begonnen. Nach 13 Reihen häfelt man Vorder- und Rückenteil an der Ärmel aneinander und über beide Teile 10 Reihen bis zu den Ärmeln. Das zweite Vorderteil ebenso. Zweite Hälfte des Rückenteiles der ersten angehäfelt. Ärmel: 24 Muster Sternstich, von der Mitte der Ärmel nach rechts und links. Man häfelt 27 Reihen und näht Ärmel und Seitennähte zusammen. Um das Täschchen eine Reihe f. M., um den Halsausschnitt und die Ärmel die Bordüre, zuletzt die Rüsche.



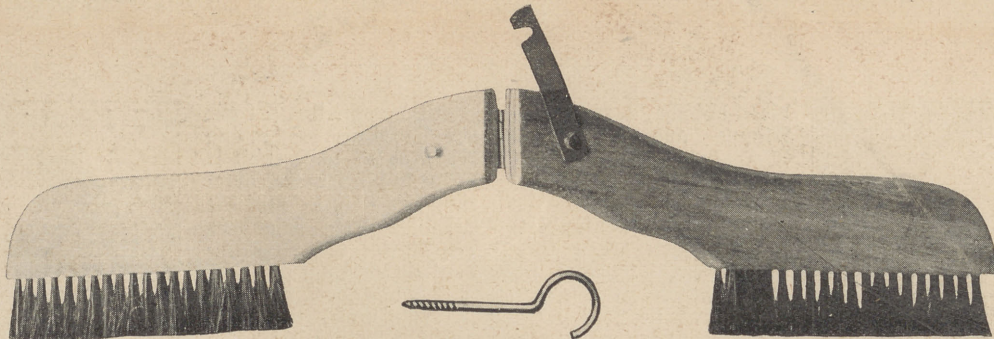
arbeitet. Man beginnt bei jedem Vorderteil an der Seitennaht; desgleichen der Rücken.

Eine Tour Stäbchen, eine Tour feste Maschen abwechselnd für den Rumpf, die einfarbigen Aufschläge nur aus festen Maschen bestehend. Bei den Vorderteilen Taschen schliße. Klappen angehäfelt, Taschen von hinten gegengenaht. Die Ärmel gleichfalls der Länge nach gearbeitet, nur lasse man die Stäbchenreihen etwa sechsmal in feste Maschen auslaufen. Die Rumpfteile zusammengeknäht. Ein 4 1/2 cm breiter Knopflochstreifen an jedes Vorderteil genäht, Manschetten, der Kragen (7 cm breit) und der untere Bundstreifen angehäfelt.

Die Babygarnitur (Abbildung 3) wird aus Schalwolle und Häfelseide gearbeitet.

Man benötigt zum Kleid 150 g Schalwolle, zum Täschchen 130 g, sowie für beide etwa 100 g Häfelseide. Rock in zwei Teilen von oben nach unten gearbeitet. Man schlägt 80 f. M. an und arbeitet auf diese 39 Muster Sternstich. (1 Sternstich = eine Masche durch die letzte Masche des vorigen Musters, zwei langgezogene Maschen durch die zwei folgenden f. M., alle Maschen zusammen

Kleiderbügel mit Bürste, besonders angenehm für die Reise. Die zum Bürsten zusammengelegten Teile werden auseinandergeklappt und nach Einstemmen



des Bügelhakens mit dem Riegel verbunden. Hersteller: Otto Eppler, Berlin, Glendischstraße 47. Aufnahme: Techno-Photographisches Archiv, Friedenau.

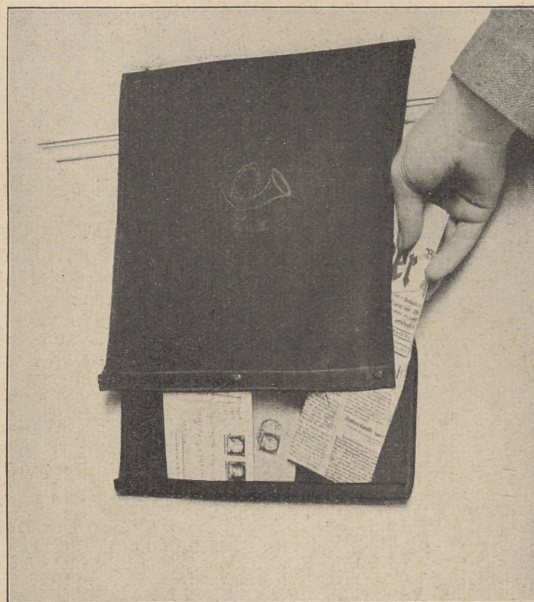
Die Erfindung im Dienste der Hausfrau.

Mit dem Erfinden ist es eine eigene Sache. Mal gelingt's, mal gelingt's nicht! Es ist gerade so wie mit dem großen Los! Wieviel stolze Träume ranken sich um Erfindungen, die vorläufig noch auf dem Papier stehen, wieviel zerschlagene Hoffnungen zeitigt oft der erste praktische Versuch, wieviel Erfindungen aber kommen gar nicht über das Zeichenpapier hinaus, weil Mittel und Wege fehlen, um den Plan zur Ausführung zu bringen! Erfinderschicksal!

Erfinderschicksal ist es auch, vergessen zu werden, manchmal schon, wenn die Erfindung gerade erst anfängt, Allgemeingut zu werden, wenn jeder begierig nach dem Neuen, Vorteilverheißenden greift. Andere Erfindernamen wieder dringen überhaupt nicht ins Volk, bleiben ewig in Dunkelheit getaucht. Wer hat den Staubsauger erfunden, wer die Schreibmaschine, die Warmwasserheizung, das Linoleum, den Fleischwolf oder die Messerputzmaschine — alles Dinge, deren sich die Hausfrau heute mit der größten Selbstverständlichkeit bedient, fast als hätte es nie eine Zeit ohne sie gegeben. Da sitzt vielleicht in irgendeinem der zahlreichen Büros einer großen technischen Firma einer der unzähligen Ingenieure, kleiner, schlecht bezahlter Angestellter, und sinn und grübelt... Eines Tages ist die Fabrikmarke einer neuen praktischen Erfindung in aller Munde, ist vielleicht zum Wortschlagwort geworden, das man mit allerhand kleinen, witzigen Reklameverslein in Verbindung bringt. Nur der Name des genialen Konstrukteurs bleibt unbekannt. Erfinderschicksal!

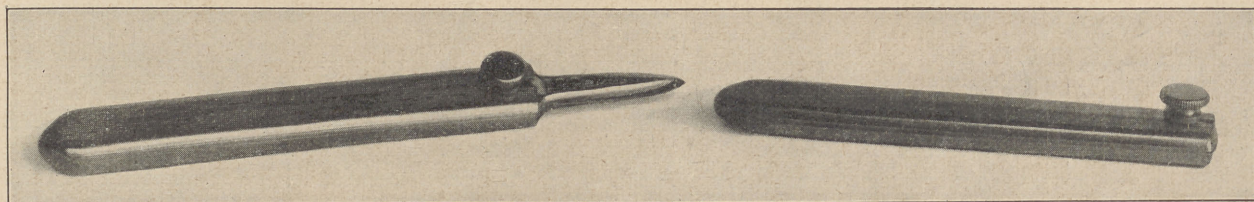
„Tausend fleiß'ge Hände“ haben sich von jeher geregt, der Hausfrau das Leben zu erleichtern, Hunderte und aber

von Erfindungen, das ist ein Kapitel für sich! „Eine sagt's der andern...“ Dann aber gibt es auch wieder Gelegenheiten, wo die Hausfrau seufzt: „Ach, könnte nicht jemand mal dies oder das erfinden“ oder: „Ach, wenn man doch das oder jenes nicht mehr zu tun brauchte...“ Hat sich nicht jede schon mal ein Trennmesser gewünscht, das bei rasch fördernder Arbeit nicht hier und da ritsch-ratsch in den Stoff einschneidet? Hier ist es! Oder eine Vorrichtung, die verhindert, daß die Post, die der Briefträger durch den Türschlitz wirft, erst auf dem Fußboden zusammengelesen und aufgehoben werden muß? Da ist sie! Gibt es nicht zahlreiche Hausfrauen, die sich zu dem kühnen Wunsche versteigen, morgens nicht mehr in aller Frühe aufstehen zu müssen, um den klingelnden Milchjungen zu öffnen? Ja, liebe Leserin, dies Wunder ist nun auch geschehen! Herr Johannes Ohrt, Berlin, Beußelstraße 45, hat eine Vorrichtung konstruiert, mittels derer die Milch allmorgendlich, ohne daß der Bote unliebsame Störungen verursacht, durch die festverschlossene Korridortür in Ihre Wohnung geflossen kommt. D. h. verstehen Sie mich nicht falsch! Das edle Maß wird nicht etwa auf dem Korridor verplankt, nein, es wird fein säuberlich in einem eigens dazu bestimmten Aluminiumgefäß aufgefangen. (Bei der Gelegenheit: wer hat wohl das Aluminiumgeschirr erfunden?) Jeder, der sich dafür interessiert, kann sich die „Milchpost“ kostenlos vom Erfinder vorführen lassen. Auch der „Brief- und Zeitungs- fänger“ wird gern im Original gezeigt. Dort, wo sich naturgemäß (wir wollen's doch hoffen!) jeder, der die Wohnung von draußen betritt, die Füße vom Straßenstaub reinigt,



Praktischer Post- und Zeitungsfänger, an der Innenseite der Wohnungstür anzubringen. Hersteller: J. G. Meyer, Berlin- Steglitz, Schildhornstraße 10a.

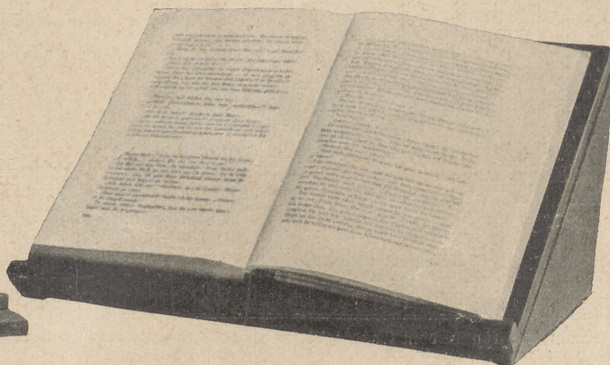
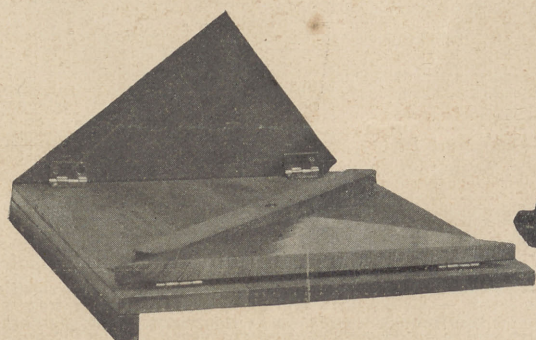
finder vorführen lassen. Auch der „Brief- und Zeitungs- fänger“ wird gern im Original gezeigt. Dort, wo sich naturgemäß (wir wollen's doch hoffen!) jeder, der die Wohnung von draußen betritt, die Füße vom Straßenstaub reinigt,



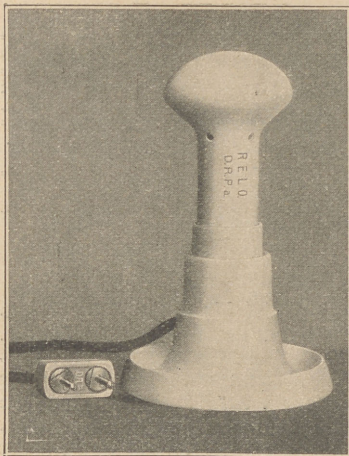
„Trennwolf“, ein Trennmesser, das schnell und sicher arbeitet. Hersteller: Georg Kempe, Chemnitz-Rottluff. Aufnahme: Techno-Photographisches Archiv, Friedenau.

Hunderte von Erfindungen sind schon in ihrem Dienste, im Gedanken an ihre Tätigkeit als der im Hause ihres Amtes Waltenden, gemacht worden. Die Hausfrau als Konsumentin, als Pionierin auf dem Gebiet der Neueinführung

kamen bisher unsere Post, unsere Zeitungen zu liegen, wanderten, mit den Bakterien behaftet, auf den Frühstückstisch... Jeder, der sich das Unhygienische dieses Verfahrens einmal in Ruhe überlegt, wird sich freuen, daß dieser Mangelstand durch



Lesestütze „Kubalo“, schont die Augen von Kindern und Erwachsenen, gestattet mühelose Lektüre des aufgestellten Buches (Schularbeiten, Schreibmaschinenarbeiten, Vortragskonzepte usw.). Hersteller: August Raabe Nachf., Charlottenburg, Berliner Straße 119. Aufnahme: Techno-Photographisches Archiv, Friedenau.



Der Relo als Nachtlampe mit Fuß.
(Lochmann & Co., Technische Werke,
Lohhof bei München)

die hübsche, praktische Lampe aus schwarzem Wachstuch mit glasklarer Zelluloidscheibe nunmehr behoben wird.

Immer wieder sündigt die Hausfrau gegen ihre Gesundheit, sie hat „keine Zeit, an sich zu denken“. Da schont sie z. B. ihre Augen nicht genug. Abend für Abend sitzt sie zuzeiten über die zerrissenen Strümpfe ihrer Lieben gebeugt! Zwar unzerreißbare Strümpfe (nach dem System: unzerreißbare Kinderbilderbücher) hat noch niemand erfunden, es gibt jedoch ein Instrument, das die mühsame Stopfarbeit erleichtert; Hand in Hand damit geht die Schonung der Sehkraft. Es ist ein

Stopfpilz aus weißem Porzellan, dessen Inneres eine winzige elektrische Birne birgt. Der Stopfpilz kann an jede vorhandene Lichtleitung angeschlossen werden, sein Stromverbrauch ist minimal; er durchleuchtet die auszubessernde Stelle des Strumpfes, was die Arbeit, besonders bei rutschenden Maschen, außerordentlich erleichtert. Eine angenehme Zugabe bildet die Tatsache, daß er die Hand leicht erwärmt, ohne aber jemals zu heiß zu werden. Ein Porzellanfuß, den man zu „Relo“ konstruierte, ermöglicht es, ihn auch als Nachtlämpchen zu verwenden.

Die im Bilde dargestellte Leifestütze (Seite 19, unten) be-

zweckt das gleiche Ziel wie der Stopfpilz: Schonung der Augen und indirekt dadurch wieder Erleichterung der Arbeit. Auf die Leifestütze seien besonders die Mütter von Schulkindern aufmerksam gemacht.

„Die Badewanne läuft über!“ In welchem Haushalt hat man nicht schon einmal diesen Schlachtruf vernommen! Sollte es auch dagegen Abhilfe geben? Gegen die Tatsache selbst zwar nicht, wohl aber gibt es ein Mittel, das uns rechtzeitig auf die drohende Gefahr aufmerksam macht. Es ist der „Vindex“, eine Erfindung des Ingenieurs Becker, Weinböhla in Sachsen. An einer vernickelten Klingel hängt eine in ihrer Länge verstellbare Schnur, die in einer Holz- kugel endigt. Man befestigt den Marmapparat an einem Nagel im Badezimmer in der Weise, daß das Holzgewicht in die Wanne hineinhängt. Das steigende Wasser hebt das Holz — und die Glocke ertönt! Die Hausfrau eilt, davon angelockt, herbei... Hoffentlich! Ist sie allerdings gerade zum Bäcker gegangen, kann der Apparat sich zu Tode klingen. Man sieht, die Erfindungen müssen nicht nur gemacht und in die Tat umgesetzt werden, man muß sich ihrer auch zu bedienen wissen.

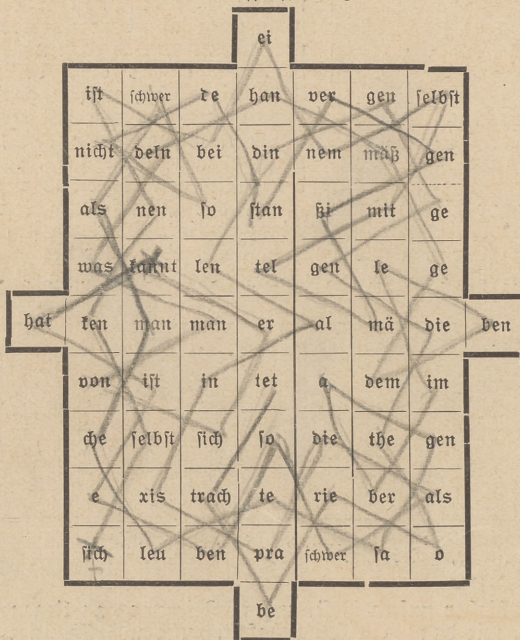


Der Vindex als leuchtendes Stopfset.
(Lochmann & Co., Technische Werke,
Lohhof bei München.)

Gerda Runge-Schüttorf.

Zum Nachdenken

1. Rätselsprung.



2. Kryptogramm.

Aus jedem der nachstehenden Wörter: Höcker, Wachstum, Liebesgott, Lücke, Wankdepot, Führer, Eden, Potemkin, Wunder, Poseidon, Schnurrbart, Parodie, Perle, Hiddensee, Sonnenlicht, Milchkrug, Hochzeit sind drei zusammenhängende Buchstaben zu entnehmen, die, aneinandergereiht, einen Ausspruch von Goethe ergeben.

3. Silbenrätsel.

Aus den Silben: a — a — hart — bers — bi — bi — bi — bren — can — dam — del — di — e — e — e — e — e — el — en — er — gen — ger — hal — her — hi — ka — le — le — li — lud — menz — mo — ne — ne — ner — no — nu — ra — reu — sau — sche — tan — te — te — ter — u — um — ur — wig sind

zwanzig Wörter von folgender Bedeutung zu bilden: 1. Frühlingspflanze, 2. Willand, 3. indische Stadt, 4. Stadt in Holland, 5. Element, 6. Laubbaum, 7. deutscher Dichter, 8. männlicher Vorname, 9. Stadt in Böhmen, 10. Stadt in Italien (Raffaell), 11. geometrische Linie, 12. deutscher Dichter, 13. Geburtsort Les-

sings, 14. altdeutscher Stamm, 15. altes Längenmaß, 16. Stadt an der Saale, 17. bibl. Person, 18. Philosoph, 19. Stadt in Spanien, 20. Alpenpaß. — Die Anfangs- und die Endbuchstaben ergeben, beide von oben nach unten gelesen, ein altdeutsches Sprichwort.

4. Luftschlösser.

Es zog mich meine Sehnsucht fort Nach Süden, doch zum Reisen fehlte

Das Geld. Ich nahm mein Rätselwort

Zur Hand, studierte es und wählte Die Insel Rätselwort (versteht) Als Ziel für die Gedankenreise. Und siehe da, — ganz leise, leise Träumt' mir vom blauen Himmelszelt

Und von Oliven und Zypressen, Die Wirklichkeit hatt' ich vergessen. — Ein Schnurren tönt zu meiner Seite:

Mein Wort, von neuem umgestellt, Versehte mich aus Traum und Weite Zurück in meine Alltagswelt.

E. v. zur Mühlen.

5. Ja, wenn —

Klein ist es ein Zeitbegriff, Groß kennt man es auf dem Schiff. Ohne u wenn wir's noch hätten Brähen mühlos manche Ketten.

Dr. W.

Auflösungen der Rätsel siehe nächste Nummer.

Auflösungen der Rätsel von Nr. 5.

1. Bilderrätsel: Die Buchstaben im Buche werden der Reihe nach, erst links, dann rechts, mit den Zahlen I bis XI bezeichnet und so alle untenstehenden Zahlen in Buchstaben verwandelt. An Stelle der Punkte sind sodann noch die singemäßen Vokale zu setzen. Man erhält sodann: Nichts wissen ist keine Schande, aber nichts lernen wollen. — 2. Silbenrätsel: Froben, Kaulen, Orsina, Meteor, Moabit, Stunde, Erbsle, Donna, Hanjen, Hydra, Eisen, Ischia, Samum, Zauberslöte, Gotila, Dozent, Eider, Kuebe, Pusa, Cilan, Eger, Lebertran, Electra, Sender, Chefter, Wodan, Pridium, Mirwana, Guben, Egede, Newton, Rhabarber, Ethil, Israel, Niederwald, Winland. — „Fromm heißt der Seele Schwingen rein vom Staub und Schmutz des Lebens dir bewahren.“ — 3. Traumland: Tausendundne Nacht.



Der Fluch des Jeremias. Gemälde von Prof. Sascha Schneider
Aus der Internationalen Kunstausstellung Dresden

